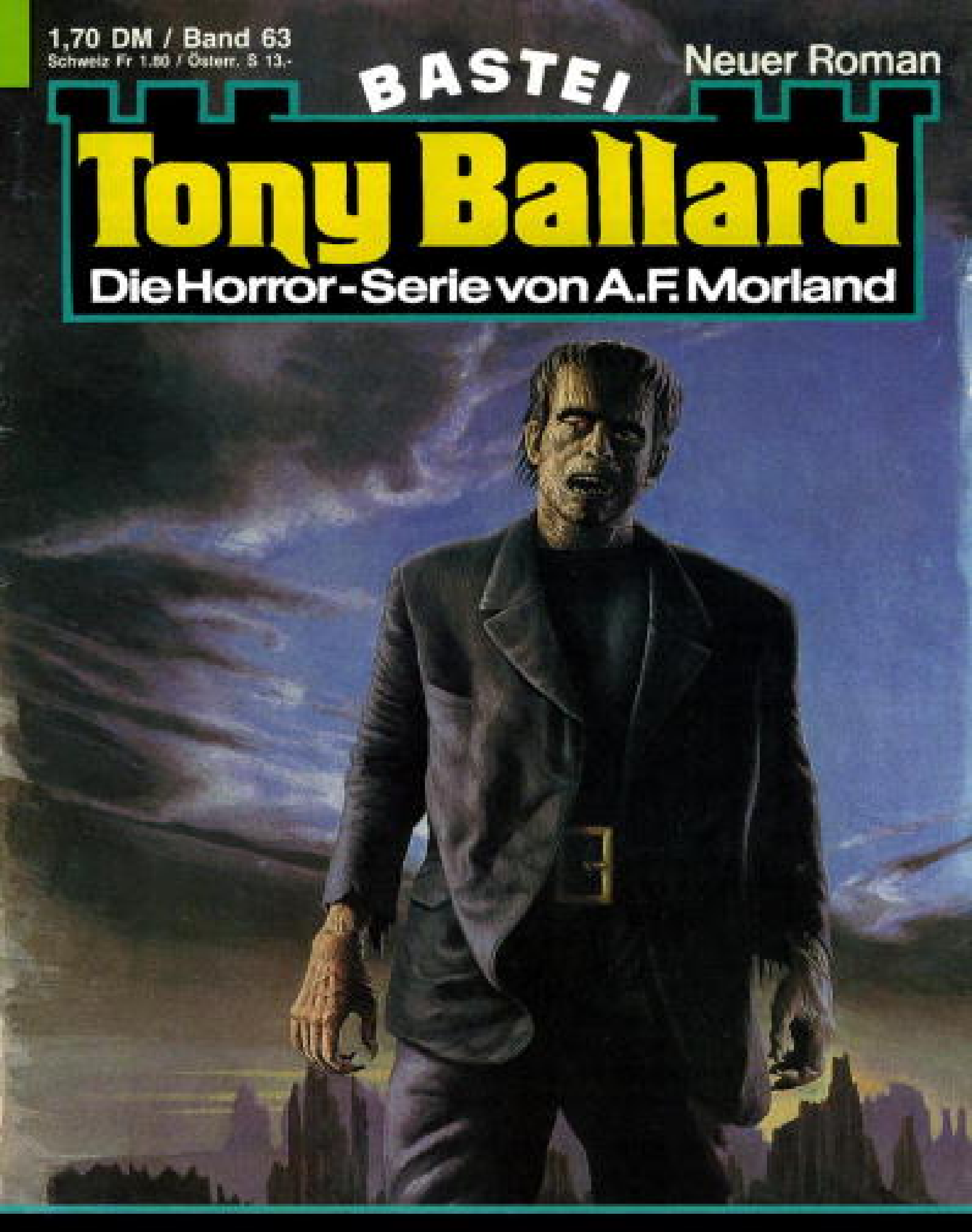


Das Monster lebt!



Das Monster lebt

Tony Ballard Nr. 63

von A.F.Morland

erschienen am 15.02.1985

Das Monster lebt

Eine unheimliche Stille erfüllte das düstere Haus.

Plötzlich klirrte Glas, und dann erschien ein junges, verängstigtes Mädchen auf der Treppe. Knöchellang war ihr weißes Nachthemd, und in der Hand hielt sie eine brennende Kerze, deren flackernder Schein ihr hübsches Gesicht fahl erscheinen ließ.

Ihr lackschwarzes langes Haar floß in weichen Wellen bis zur Wölbung der Brüste, die sich rasch hoben und senkten.

Ängstlich blickte sie sich um, wagte erst nicht, auch nur einen Schritt weiterzugehen. Aber dann legte sie doch die restlichen Stufen zurück.

Vor dem Fenster bauschte sich geisterhaft der Vorhang, und das Mädchen fragte mit belegter Stimme: »Ist da jemand?«

Es war tatsächlich jemand da. Ein Monster, wie von Baron Frankenstein geschaffen. Es stand hinter dem zitternden Mädchen und legte ihm in diesem Augenblick die Hände um den Hals…

Ich trank meinen Pernod und hätte danach das Glas am liebsten gegen die Wand geschleudert, so wütend war ich. In meinem schwarzen Anzug kam ich mir vor wie ein Totenvogel.

Mein Blick wanderte durch den Living-room zum Safe. Er war magisch gesichert, und das hatte seinen guten Grund.

Wir bewahrten das Höllenschwert darin auf, und das goldene Ornament, das die Buchstaben U-N-A in einem Kreis miteinander verband.

Dieser Ornamentkreis war mindestens so wertvoll wie das Schwert, denn mit seiner Hilfe würde sich Loxagons Grab finden lassen.

Mit Hilfe des Kreises und eines Plans, auf den man die drei Ornamentdrittel legen mußte, aber das war der Haken.

Wir hatten keine Ahnung, wo sich dieser alte Plan befand, und im Moment hatte von uns auch keiner eine Idee, wie wir ihn finden konnten.

Aber das war nicht der Grund für meinen Zorn. Ich ärgerte mich über die Ohnmacht, der ich manchmal ausgesetzt war.

Ein Jahr lang hatte ich zusehen müssen, wie mein guter Freund und Nachbar Lance Selby langsam verfiel, ohne ihm helfen zu können.

Er ging an Professor Kulls synthetischem Blut zugrunde, ohne es selbst mitzubekommen, denn Roxane hatte ihn in einen magischen Schlaf versetzt, aus dem er nie mehr erwachte.

Mr. Silver hatte es mit seiner Magie versucht, Spezialisten hatten sich um Lance bemüht, doch selbst ein Blutaustausch hatte nichts gebracht, denn auch frisches Blut wurde von Lances Körper sofort wieder in diesen künstlichen Lebenssaft umgewandelt.

Niemand konnte dem sympathischen Parapsychologen, mit dem ich so viele Schlachten geschlagen hatte, helfen.

Er wurde zum Greis und starb schließlich an Altersschwäche.

Und heute war seine Beerdigung.

Ich blickte aus dem Fenster. Die Blätter der Bäume fingen an, sich zu verfärben, der Himmel war bleigrau und ein heftiger Sturm fegte durch Londons Straßen.

Gedankenverloren schaute ich zu dem Haus hinüber, das jetzt leer stand. Das Glück hatte einst dort drüben gewohnt.

Ich erinnerte mich noch genau an den Tag, als Lance Selby Oda, die Weiße Hexe, kennenlernte. Es war Liebe auf den ersten Blick gewesen, und Oda hatte auch dann noch zu Lance gehalten, als für uns alle feststehen mußte, daß niemand mehr ihm helfen konnte.

Bis zu ihrem Tod blieb sie an seiner Seite…

Die Tür öffnete sich, und Vicky Bonney trat ein. Sie trug ein schwarzes Kostüm und hatte das blonde Haar hochgesteckt.

Tränen glitzerten in ihren Augen.

»Wenn man das Rad der Zeit doch bloß zurückdrehen könnte«,

knurrte ich und stellte das leere Glas weg.

»Dann würde alles genauso noch einmal passieren«, bemerkte Vicky.

»Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht«, sagte ich.

»Meinst du etwa, dich trifft eine Schuld an Lances Schicksal, Tony?«

»Manchmal glaube ich es.«

»Du kannst nichts für das, was geschehen ist. Es war das Werk von Professor Kuli und seiner Organisation des Schreckens. Diese Leute haben unseren Freund zum Kamikazekiller gemacht.«

»Das stimmt, aber nachher - haben wir da wirklich alles unternommen, um Lance zu retten?«

»Wir haben bestimmt getan, was wir konnten. Mehr war nicht möglich. Du hast dir nichts vorzuwerfen. Nicht einmal Oda oder Mr. Silver konnten etwas für Lance tun.«

Ich umarmte Vicky Bonney seufzend. »Wahrscheinlich hast du recht.«

Mr. Silver und Roxane betraten den Raum. Auch sie waren schwarz gekleidet. Ihnen folgte Boram, der Nessel-Vampir, eine Nebelgestalt ohne festen Körper. Er würde als einziger nicht mitkommen.

Wir wollten jedes Aufsehen vermeiden, und das hätte der weiße Vampir auf dem Friedhof mit Sicherheit erregt.

Auch Mr. Silver trauerte um den toten Freund, der ihm sehr viel bedeutet hatte. Nur um Roxanes Mund lag ein spöttischer, vielleicht sogar triumphierender Ausdruck, doch daran war die Hexe aus dem Jenseits nicht schuld.

Seit sie dem Silberdämon Metal in die Hände gefallen war, trug sie zur Hälfte die tückische Zauberin Arma in sich, und der gefiel es natürlich, daß es einen Feind der Hölle weniger gab.

Es war bedauerlich, daß wir Roxane nicht mehr so wie früher vertrauen konnten. Sie unterlag gefährlichen Schwankungen.

Einmal gewann unsere Freundin die Oberhand, dann jedoch wieder unsere Feindin Arma. Wir wußten nie genau, mit wem wir es gerade zu tun hatten.

War es Arma oder Roxane? Da sie stets gleich aussah, fiel es uns nicht immer leicht, das schnell zu erkennen, deshalb paßte in letzter Zeit Boram auf sie auf.

Arma sollte keine Möglichkeit haben, uns ein Bein zu stellen. Bisher hatte der Nessel-Vampir seine Aufgabe souverän gemeistert.

Er überwachte Roxane/Arma zuverlässig und unauffällig. Er war überhaupt ein äußerst angenehmes Wesen, war nützlich für uns und gefährlich für die Ausgeburten der Hölle.

Wir verließen das Haus und stiegen in meinen neuen schwarzen Rover. Vicky hatte mir diesen Wagen geschenkt, nachdem ich meinen Peugeot kürzlich zu Schrott gefahren hatte.

Sie war der Ansicht gewesen, als Patriot müsse ich zuerst auf die heimische Wirtschaft schauen, deshalb gehe es nicht an, daß ich ein

ausländisches Fabrikat fuhr.

Niemand sprach während der Fahrt, jeder hing seinen Gedanken nach. die sich bestimmt alle mit Lance Selby beschäftigten.

Es herrschte eine deprimierende Stimmung.

In der großen Aufbahrungshalle hatten sich bereits zahlreiche Menschen eingefunden. Freunde und Bekannte, die dem sympathischen Parapsychologen das letzte Geleit geben wollten.

Blumen und Kränze schmückten die Halle. Ich sah Vladek Rodensky, unseren Wiener Freund. Er hatte es nicht mehr geschafft, in mein Haus zu kommen, sondern hatte sich vom Flugplatz direkt hierher begeben.

Auch er war mit Lance befreundet gewesen, deshalb war es für ihn selbstverständlich, ihn auf seinem allerletzten Weg zu begleiten.

Cruv, der Gnom von der Prä-Welt Coor, begrüßte uns, und ich sah noch einige bekannte Gesichter. Menschen, die mir Lance Selby irgendwann einmal vorgestellt hatte.

Ich hatte Pater Severin gebeten, die Grabrede zu halten. Mein Blick suchte ihn, konnte ihn aber nirgendwo entdecken.

Ernst betrachtete ich den Sarg aus massiver Eiche. Ein Leben war im Zeitraffer vergangen, und nun lag ein Greis dort drinnen.

Ein Greis, auf dessen Geburtsschein stand, daß er vor 38 Jahren zur Welt kam. Das war so verrückt wie vieles, was meine Freunde und ich ständig erlebten.

Wir setzten uns, und zehn Minuten später trafen die Mitglieder des »Weißen Kreises« ein. Pakka-dee, Fystanat und Tharpex.

Letzterer hatte mir erst kürzlich das Leben gerettet… [1]

Meinen Ahnen, den Hexenhenker Anthony Ballard, hatten sie ebenso zu Hause gelassen wie wir den Nessel-Vampir.

Orgelmusik erklang, und dann erschien Pater Severin mit feierlicher Miene. Sein Blick war zunächst ein stummer Gruß an uns alle.

Und dann hielt er eine Rede, bei der ich eine Gänsehaut bekam, so ergreifend war sie. Auch er hatte Lance gut gekannt und mit ihm einen treuen Freund verloren.

Man spürte, daß ihn mit Lance sehr viel verbunden hatte. Er wußte, von wem er sprach, und was er über Lance Selby sagte, fand unser aller Zustimmung. Keiner von uns hätte die Sätze treffender formulieren können. Niemandem wäre so viel Wahres und Erinnerungswürdiges zu unserem Freund eingefallen.

Nach seiner Ansprache war mir die Kehle eng, und ich mußte mehrmals kräftig schlucken.

Jemand fragte uns, ob wir den Verblichenen noch einmal sehen wollten.

»Ja«, sagte ich mit kratziger Stimme.

Ich wußte, daß ich für alle sprach.

Der Mann begab sich zum aufgebahrten Sarg. Es war nicht leicht, einen Weg zwischen den vielen Blumen und Kränzen zu finden.

Vicky Bonney schob ihre Hand unter meinen Arm, und ich merkte, wie sie zitterte. Roxanes meergrüne Augen schienen den Sarg durchdringen zu wollen. Da weder sie noch Arma den Körper völlig zu beherrschen imstande war, konnte auch keine von beiden ihre magischen Fähigkeiten entfalten.

Der Mann, der sich zum Sarg begeben hatte, öffnete zwei kleine Metallriegel, und mir fiel auf, daß mein Herz anfing schneller zu schlagen.

Nun würde ich Lance zum letztenmal sehen. Es würde ein Abschied für immer sein. Darin lag so viel Endgültiges für mich, daß neuerlicher Zorn in mir hoch wallte, den ich nur schwer unterdrücken konnte.

Ich wußte nicht, was ich getan hätte, wenn ich jetzt Mortimer Kuli vor mir gehabt hätte, diesen wahnsinnigen Wissenschaftler, der die Welt beherrschen wollte, der sich für das größte Genie aller Zeiten hielt, in unseren Augen jedoch nichts weiter als ein äußerst gefährlicher irrer Verbrecher war.

Langsam klappte der Mann den Sargdeckel auf.

Und dann erlebten wir alle den Schock unseres Lebens.

Der Sarg war leer!

***

Das Gesicht war grau, kantig der Schädel, die Lider schlaff gesenkt. Ein grauenerregendes Gurgeln drang aus der Kehle des großen Monsters, das seine riesigen Hände um den schlanken Hals des unglücklichen Mädchens gelegt hatte.

Der Druck der harten Finger war brutal. Kein Muskel zuckte im Gesicht des grausamen Mörders, den niedrigste Instinkte trieben.

Morden, nur morden wollte das schreckliche Frankenstein-Monster - egal, wen. Der Trieb, alles Lebende zu töten, beherrschte es und machte es zum Mordroboter.

Das Mädchen schrie entsetzt. Krächzend klang seine Stimme.

Sie verlor die Kerze, deren Flamme während des Fallens erlosch. Aber es wurde nicht stockdunkel. Fahles Mondlicht sickerte durch die Gardinen.

Panik glitzerte in den weit aufgerissenen Augen des schwarzhaarigen Mädchens. Sie schlug um sich. Immer wilder, immer verstörter.

Ihr Mund öffnete sich zu einem stummen Schrei, und ihr starrer Blick flehte bestürzt um Hilfe. Mit ihren kleinen Fäusten schlug sie nach dem schrecklichen Unhold.

Erst als sie sein Gesicht traf, lockerte sich sein Griff, sie sackte zu Boden und fing sofort hysterisch zu kreischen an.

»Hilfe! Helft mir! Er hat den Verstand verloren! Er will mich wirklich

umbringen! Haltet mir diesen Wahnsinnigen vom Leib!«

Diese Worte standen nicht im Drehbuch.

Deshalb rief der Regisseur wütend: »Kamera aus!«

Ben Coltrane sprang wie von der Tarantel gestochen auf und rannte zornig in die gruselige Dekoration.

Das schwarzhaarige Mädchen - Lauren Portofino war ihr Name - erhob sich zitternd und massierte schluchzend ihren schmerzenden Hals.

Der Regieassistent eilte zu ihr und half ihr auf die Beine. »Er ist verrückt!« schrie sie empört, »Vollkommen verrückt! Er hätte mich tatsächlich beinahe umgebracht! Ich arbeite mit diesem Wahnsinnigen nicht mehr weiter! Der gehört in eine Irrenanstalt!«

»Beruhige dich, Lauren«, sagte der Regisseur beschwichtigend. Er war selbst früher Schauspieler gewesen, aber ein Produzent hatte ihm irgendwann einmal gesagt, daß er mit seinem Dutzendgesicht besser hinter der Kamera aufgehoben wäre.

Zuerst hatte er das dem Mann krumm genommen, dann hatte er aber eingesehen, daß der Produzent recht hatte, und nun machte er seit zehn Jahren Filme, von denen manche sogar beachtliche Erfolge geworden waren.

Diesmal widmete er sich einer Neuauflage des alten Frankenstein-Themas, und da Ben Coltrane sein Handwerk verstand und mit Schauer-Schock-Szenen nicht sparte, würde der Streifen mit Sicherheit kein Flop werden.

Coltrane hatte ein gutes Team um sich versammelt, die Atmosphäre war angenehm, die Leute kamen bestens miteinander aus.

Nur Yapeth Thaw war das schwarze Schaf in der »Familie«. Thaw war ein Außenseiter, der sich zwar Mühe gab, sich aber in das Team nicht einfügen konnte.

Die Kollegen gingen ihm aus dem Weg. In den Drehpausen hockte er allein in einer Ecke, brütete vor sich hin oder zog sich in seine Garderobe zurück. Mochte der Teufel wissen, was er dort tat.

»Einsperren müßte man diesen Irren!« schrie Lauren Portofino. »Bei dem ist nicht nur eine Schraube locker!«

»Ich bitte dich, beruhige dich«, sagte der Regisseur eindringlich. »Willst du uns mit deinem Geschrei alle fertigmachen?«

»Hör mal, ich habe doch wohl noch ein Recht, zu schreien, wenn mich jemand zu erwürgen versucht.«

»Gebt ihr was zu trinken - oder ein Beruhigungsmittel«, verlangte der Regisseur von den Leuten des Filmstabs. Und von seinem Assistenten verlangte er: »Sieh zu, daß sie so bald wie möglich wieder okay ist. Wir müssen weitermachen, sind mit den Dreharbeiten ohnedies schon in Verzug.«

Lauren schüttelte gereizt den Kopf. »Du scheinst mir nicht zugehört

zu haben, Ben Coltrane! Ich sagte, ich arbeite mit Yapeth nicht mehr weiter!«

»Bring sie irgendwohin, wo sie Yapeth nicht sieht«, sagte der Regisseur zu seinem Assistenten, und während dieser die Schauspielerin fortbrachte, wandte sich Coltrane gereizt an das Frankenstein-Monster. »Sag mal, kannst du mir das erklären?« brüllte er ihn an. »Wieso hast du schon wieder eine Szene geschmissen? Bist du denn von allen guten Geistern verlassen? Weißt du, was das kostet?«

Das Monster ließ niedergeschlagen die Schultern hängen. Seltsam sah der Unhold jetzt aus. Überhaupt nicht mehr furchterregend. Wie ein geprügelter Hund stand er da.

»Entschuldige, Ben. Es tut mir leid. Ich habe mich zu sehr in die Rolle hineingesteigert.«

»Du dachtest, wirklich dieses Ungeheuer zu sein?«

»Ja.«

»Das darf ja wohl nicht wahr sein. Du bist ja wirklich nicht ganz dicht. Verdammt noch mal, wie konnte ich mir bloß einreden lassen, du wärst für diese Rolle die Idealbesetzung? Mit dir geht fast jede Einstellung schief. Der Produzent hängt mich noch an den Zehen auf, wenn das so weitergeht, und ich kann es ihm nicht einmal verdenken.«

»Du weißt, ich war eine Weile raus aus dem Geschäft, Ben«, sagte der Unhold dumpf.

»Ja, und ich kann jetzt auch verstehen, daß niemand mit dir zusammenarbeiten will.«

»Ich werde mich zusammenreißen, Ben«, versprach das Frankenstein-Monster unterwürfig. »Ich brauche diesen Job.«

»Auf diese Weise wirst du ihn wohl kaum behalten. Meine Geduld ist beinahe zu Ende, Yapeth. Wenn du noch mal einen Take schmeißt, fliegst du raus.«

»Aber Ben…«

»Jawohl, ich besetze dich glatt um. Das kommt immer noch billiger und ist nervenschonender für uns alle, als wenn wir mit dir weiterdrehen.«

»Ben, du darfst mir diese Chance nicht nehmen.«

»Ich muß. Schließlich habe ich dem Produzenten gegenüber zu verantworten, was wir hier tun. Wenn ich das nicht mehr auf meine Kappe nehmen kann, bin ich gezwungen, dich zu feuern. Wir sind kein Wohltätigkeitsverein. Hier muß hart und seriös gearbeitet werden. Wer dazu nicht imstande ist, hat hier nichts zu suchen. Hast du mich begriffen?«

»Ja, Ben. Natürlich. Ich verspreche dir, es wird keine Panne mehr geben. Ich bin die Idealbesetzung für diese Rolle, ganz bestimmt.«

»Das hast du bis jetzt noch nicht bewiesen, mein Lieber.«

»Ich werde es beweisen«, versprach Yapeth Thaw mit belegter Stimme.

Der Regisseur wandte sich von ihm ab. »Was ist? Können wir weiterdrehen?«

Er bekam keine Antwort.

Thaw sagte hinter ihm: »Ich bin selbstverständlich bereit, mich bei Lauren zu entschuldigen.«

»Darauf pfeift sie mit Sicherheit«, sagte der Regisseur. »Sie will mit dir nichts mehr zu tun haben. Bete zu deinem Schutzpatron, daß wir sie umstimmen können, sonst kannst du gleich deinen Hut nehmen.«

»Das tut sie mir nicht an. Nicht Lauren. Sie ist im Augenblick nur geschockt. Wenn sich das gelegt hat, wird sie mir bestimmt verzeihen. Lauren hat ein Herz.«

Der Regieassistent kam und sagte, daß die Schauspielerin noch nicht soweit wäre. Im Moment sei sie viel zu wütend, um mit Yapeth Thaw noch einmal vor die Kamera zu treten.

»Da werden einem die Haare grau!« schrie Ben Coltrane außer sich. »Was ist das hier? Eine Klapsmühle? Der eine bildet sich ein, tatsächlich Frankensteins Monster zu sein. Lauren ist der Meinung, schmollen zu können wie ein Weltstar! Pause! Wir machen eine halbe Stunde Pause! Wenn dann nicht alles wie geschmiert über die Bühne geht, laufe ich Amok!«

Im dunklen Hintergrund des großen Filmstudios stand eine elegante Frau mit feierlichen Zügen. Ein dünnes, schadenfrohes Lächeln umspielte ihre vollen Lippen.

Glatt und feingeschnitten war ihr schönes Gesicht, und ein seltsames Feuer loderte in ihren goldgesprenkelten Augen.

Sie sah sehr jugendlich aus. Dem tat ihr silbergraues Haar keinen Abbruch. Niemand beachtete sie, und niemand wußte, daß sie eine gefährliche Hexe war.

***

Wir starrten auf mitternachtsblauen Samt. Der leere Eichensarg war damit ausgelegt. Es gab auch ein Kopfkissen, doch noch nie schien der Kopf eines Toten darauf gelegen zu haben.

Der grauhaarige Zeremonienmeister, der für uns den Sarg geöffnet hatte, war fassungslos.

»Seit mehr als zwanzig Jahren bin ich hier schon tätig, aber so etwas ist noch nie vorgekommen«, sagte er heiser. »Ich bin ratlos… Ich bin… sprachlos…«

Ja, sprachlos, das waren wir auch. Keiner von uns konnte begreifen, daß man beinahe einen leeren Sarg zu Grabe getragen hätte.

Daran, daß Lance Selby tot war, bestand kein Zweifel. Mr. Silver und

Cruv hatten sein Ende mitbekommend. Sie waren bei ihm im Krankenhaus gewesen.

Hatte man vergessen, den Leichnam in den Sarg zu legen? Ich konnte mir das einfach nicht vorstellen.

Selbstverständlich bekamen auch die anderen Trauergäste mit, daß der Tote fehlte. Eine Unruhe, wie es sie in dieser Aufbahrungshalle bestimmt noch nie gegeben hatte, griff um sich.

Die Leute drängten näher an den offenen Sarg heran, traten auf die Blumen, stießen Kränze um. Nichts Feierliches war mehr an dieser Situation.

Und es gab auch keine Trauer mehr, sondern Verblüffung, Ärger, Empörung…

»Eine äußerst bedauerliche, peinliche Sache…«, stammelte der Zeremonienmeister.

Er war so durcheinander, daß er nicht wußte, was er tun sollte. Schließlich eilte er davon, um zu telefonieren, aber das half auch nichts.

Kein Mensch wußte, wann und wo der Leichnam verschwunden war…

***

Yapeth Thaw warf die Garderobentür zu und starrte verzweifelt auf seine Hände. Verflucht, wieso ging ihm seit Jahren alles schief?

Wenn er etwas besonders gut machen wollte, konnte er sicher sein, daß er es erst recht verpatzte. Er schlug die großen Hände vor sein furchterregendes Gesicht und schluchzte unglücklich.

Er war nie ein großer Schauspieler gewesen, aber er hatte von den Gagen recht gut leben können. Hauptrollen waren ihm nur wenige angeboten worden, dafür aber laufend große Nebenrollen.

Da er das Gesicht eines verschlagenen Verbrechers hatte - auch dann, wenn er nicht geschminkt war -, spielte er immer die Schurken, die zum Schluß auf alle nur denkbaren Arten ums Leben kamen.

Dutzende Tode war Yapeth Thaw schon gestorben, und er hatte das immer so zufriedenstellend gespielt, daß das Publikum erleichtert nach Hause ging.

Er war damals zu vielen Partys eingeladen worden, und er hatte in Schnaps und Champagner gebadet. So gewöhnte er sich das Trinken an, und als er eines Tages im Vollrausch der Filmgesellschaft, die ihn verpflichtet hatte, einen fast unermeßlichen Schaden zufügte, setzte man ihn kurzerhand auf die Straße.

Von diesem Tag an war er gebrandmarkt.

»Finger weg von Yapeth Thaw!« hieß es in der Branche, und er bekam so gut wie keine Angebote mehr.

Er rutschte auf den Besetzungslisten immer tiefer und fand bald

überhaupt mehr keinen Platz darauf. Natürlich trank er deswegen mehr, und weil er trank, bekam er erst recht keine Rollen.

Es war ein Teufelskreis, aus dem Yapeth Thaw nicht mehr herausfand. Er unternahm zwei Selbstmordversuche. Beide gingen schief.

Nicht einmal das bringst du fertig, sagte er sich. Du bist der vollkommenste Versager, der je gelebt hat.

Verzweifelt versuchte er, vom Alkohol loszukommen. Da war ein Mädchen, das ihm dabei half. Als er rückfällig wurde, verließ sie ihn.

Aber er schaffte es ein zweitesmal. Diesmal sogar ohne Hilfe, und er hoffte, daß es mit ihm nun wieder aufwärts gehen würde.

Er bestürmte und belagerte Gregory Waterman, seinen einstigen Agenten, ihn wieder auf die Liste zu setzen. Er rief ihn fast täglich an, bearbeitete ihn so lange, bis er ihn weichgemacht hatte.

Es kamen wieder kleine Angebote, für die Yapeth Thaw seinem Manager am liebsten die Füße geküßt hätte. Sein Name schien wieder auf den Besetzungslisten auf, doch er kam nur bis ins Mittelfeld.

Ein weiterer Aufstieg war nicht möglich, denn Thaw galt immer noch als Risikofaktor, obwohl er eigentlich hinlänglich bewiesen zu haben glaubte, daß man ihm gefahrlos auch größere Aufgaben übertragen konnte.

Aber er war nicht unbescheiden, sondern nahm, was kam - und hoffte auf seine Chance…

Die bot sich ihm letzten Monat. Gregory Waterman war es gelungen, Ben Coltrane ein Loch in den Bauch zu reden und ihn davon zu überzeugen, daß es keinen besseren Darsteller für die Rolle des Frankenstein-Monsters gab als Yapeth Thaw.

Die Probeaufnahmen fielen großartig aus, und Thaw bekam die große Rolle. Er war überglücklich, als er den Vertrag unterschrieb.

Sie bezahlten ihn unter seinem Wert, aber das machte ihm nichts aus. Er wollte seinen Gegnern und Kritikern beweisen, daß er viel besser war als sein Ruf.

Er wollte sich in der Filmbranche rehabilitieren und sich das Vertrauen der Filmbosse zurückholen. Doch je besser er sein wollte, je mehr er sich bemühte, desto mehr ging ihm von Anfang an daneben.

Und heute hätte er beinahe seine Partnerin erwürgt. Er schleppte sich mit seinen schweren, klobigen Schuhen zum Schminkspiegel, ließ sich auf den Stuhl fallen und starrte in das fahle Monstergesicht, dem er gegenübersaß.

»Was ist bloß los mit dir?« fragte er sich. »Du warst so glücklich über diese Chance, und nun sitzt du schon wieder beinahe auf der Straße. Nochmal kommst du dann nicht mehr hoch.«

Immer stärker zitterten seine Hände. Er wußte, daß das Zittern aufhörte, wenn er einen Schluck trank, aber er wehrte sich dagegen.

Wenn Ben Coltrane roch, daß er getrunken hatte, flog er in hohem Bogen hinaus. Aber er hatte einen starken Mundspray, dessen Pfefferminzgeruch den Alkoholatem neutralisieren konnte.

Ohne es zu wollen, öffnete er die Lade, und nun lag die flache, volle Flasche vor ihm. Wie Tee sah der Whisky aus.

Aber er war nicht so harmlos.

Einen Schluck, flüsterte es in ihm. Nur einen Schluck, damit das Zittern aufhört.

Und schon griff er nach der Flasche, öffnete den Schraubverschluß und trank. Einen Schluck, noch einen, einen weiteren. Ach, tat das gut. Zum Teufel mit Ben Coltrane und all den andern Idioten.

Bei denen durfte ein Mensch keine Schwächen haben. »Verdammte Perfektionisten!« schimpfte der Schauspieler und drehte den Verschluß wieder zu.

Er schob die Whiskyflasche in die Lade, lehnte sich zurück und schloß für einen Moment die Augen, als wollte er sich auf die Wirkung des Alkohols konzentrieren.

Er genoß sie, und als er die Augen wieder öffnete und seine großen Hände hob, stellte er zufrieden fest, daß er nicht mehr zitterte.

Er haßte Ben Coltrane, haßte auch Lauren Portofino, aber er brauchte sie, durfte sich mit ihnen nicht verfeinden, mußte vor ihnen kriechen und sich von allen mit Füßen treten lassen.

Aber wenn dieser Film fertig war und wenn er ein Erfolg wurde, würde er nicht mehr buckeln. Dann konnte er endlich Bedingungen stellen und brauchte sich von den Produzenten, diesen geldgierigen Ungeheuern, nicht mehr übers Ohr hauen zu lassen.

Dann mußten sie ihm bezahlen, was er wirklich wert war!

Er jagte sich eine Sprayladung in den weit aufgerissenen Mund und schloß die Lade. Jemand klopfte an die Tür, wartete nicht, bis Thaw etwas sagte, sondern trat ein.

Es war Gregory Waterman, klein, schmalbrüstig, mit Hornbrille und Augen, die wie Quallen aussahen. Mit vorwurfsvollem Blick schaute er den Schauspieler an.

Er schloß die Tür und lehnte sich daran.

»Na los, fang schon an«, knurrte Thaw. »Brüll, daß die Wände wackeln. Wo bleibt dein Wutanfall? Seit ich diese Rolle übernommen habe, hacken alle auf mir herum. Es macht mir nichts mehr aus, wenn du mir auch ein blaues Auge schlägst, Greg.«

»Du bist das größte Rindvieh, das ich kenne, Yapeth«, sagte der Manager emotionslos, »Weißt du, wie schwierig es war, diese Rolle für dich zu bekommen? Ich mußte vor Ben Coltrane auf den Knien herumrutschen. Die widerlichsten Tricks mußte ich anwenden, um ihn herumzukriegen. Ich habe mich für dich so sehr erniedrigt, daß ich mich schon selbst zum Kotzen fand. Jetzt hast du den Part, und was

machst du daraus? Du versaust ihn systematisch.«

»Coltrane will mich nicht mehr in seinem Film haben, ist dir das noch nicht aufgefallen?«

»Blödsinn, das redest du dir ein.«

»Ich sage dir, der hat bereits einen anderen Mann in der Hinterhand. Er sucht nur noch nach einem passenden Grund, mich hinausschmeißen zu können, aber diesen Grund werde ich ihm nicht liefern.«

Der Manager zog die Luft prüfend durch seine unförmige Nase ein. »Du hast getrunken!«

»Quatsch, Greg…«

»Erzähl mir nichts. Ich riech dieses penetrante Pfefferminzzeug!«

»Ich hatte einen schlechten Atem.«

»Eine Whiskyfahne hattest du!« Jetzt schrie Gregory Waterman doch. »Wie kann man nur so blöd sein? Du säufst dich um deine letzte Chance, ist dir das nicht bewußt? Geht das in deinen dämlichen Schädel nicht hinein? Wenn du diese Rolle verlierst, bist du fix und fertig, dann will nie wieder jemand etwas von dir wissen, und mich kannst du ebenfalls vergessen, denn mir ist meine Zeit zu kostbar, als daß ich sie an Idioten verschwende.«

»Greg, ich schwöre dir, ich habe nichts getrunken.«

Der Manager begab sich zu Thaw und öffnete die Lade. Er wies auf die Whiskyflasche. »Und was ist das da?«

»Die liegt hier schon ewig rum.«

»Verdammt, Yapeth, versuch mich nicht für dumm zu verkaufen. Hör auf, mich zu belügen!«

»Na schön, ich habe einen kleinen Schluck genommen, weil meine Hände zitterten. Deshalb bin ich doch nicht betrunken.«

Gregory Waterman starrte ihn durchdringend an. »Wenn ich noch einmal - nur ein einziges Mal noch - merke, daß du was getrunken hast, lasse ich dich fallen, Junge. Dann bist du für mich gestorben!«

»Ich finde, du übertreibst ein wenig, Greg. Ein Schluck haut einen Mann doch nicht um.«

»Dich schon, und du hast mein Wort, daß ich dir dann nicht mehr auf die Beine helfe. Dann bin ich mit dir fertig!«

Waterman drehte sich um und stürmte aus der Garderobe. Er schleuderte die Tür wütend hinter sich zu.

Yapeth Thaw stieß ein paar unflätige Verwünschungen aus und wußte, daß er auch seinen Manager haßte.

***

Die schöne, gefährliche Hexe hieß Cuca. Sie war ein Wesen aus einer anderen Dimension, aber das sah man ihr ebensowenig an wie ihr richtiges Alter.

Man konnte sie höchstens auf 24 schätzen, doch die Zeitrechnung der Menschen hatte für sie keine Gültigkeit. Sie befand sich im Auftrag ihres Verbündeten in diesem Filmstudio.

Er haßte es, daß die Menschen laufend Filme drehten, die das Gute verherrlichten und in denen das Böse immer besiegt wurde.

Deshalb hatte er erst kürzlich den Ablauf eines Films geändert und den gezeigten Horror auch noch wahr werden lassen. [2]

Und diesen neuen Film wollte er erst gar nicht entstehen lassen. Er hatte vor, ihn zu sabotieren, und Cuca sollte ihm dabei zur Hand gehen.

Das tat sie sehr gern, denn jeder Erfolg wertete sie, die ehrgeizige Hexe, auf.

Es lag lange zurück. Damals hätte sie beinahe die Seiten gewechselt. Sie hatte mit einem Silberdämon gelebt, der sich vom Bösen abgekehrt hatte, und er brachte sie, die damals sehr Wankelmütige, dazu, es ihm für kurze Zeit gleichzutun.

Aber dann hatte sie Angst vor den Folgen, verließ Mr. Silver und kehrte auf die schwarze Seite zurück.

Ohne Wissen des Ex-Dämons brachte sie ein Kind zur Welt.

Mr. Silvers Sohn!

Lange Zeit wußte der Hüne mit den Silberhaaren nicht, daß er einen Sohn hatte, aber eines Tages erfuhr er es von Roxane, der Hexe aus dem Jenseits, und seither hatte er keinen größeren Wunsch, als diesen Sohn zu finden.

Ihm war klar, daß sie einander als Feinde gegenüberstehen würden, denn Silver II war nach den Gesetzen der Hölle erzogen worden.

Dennoch wollte der Ex-Dämon ihn finden, weil er hoffte, das Gute in ihm wecken zu können. Aber würde Mr. Silver je erfahren, wo sein Sohn heute lebte?

Cuca war das zur Zeit egal. Sie liebte ihren Sohn nicht. Er hatte sich im Streit von ihr getrennt, und es kümmerte sie nicht, wo er sich herumtrieb.

Sie schaute mehr auf sich selbst und darauf, daß ihr Name in der Hölle einen guten Klang bekam. Deshalb tat sie, was möglich war, um der schwarzen Macht zu neuen Siegen zu verhelfen.

Als der Manager in die Dekoration zurückkehrte, huschte ein böses Lächeln über ihr Gesicht. Die Menschen waren ja so einfältig.

Es war nichts leichter, als sie zu manipulieren. Sie merkten es zumeist gar nicht. Und wenn es ihnen doch auffiel, konnten sie kaum noch etwas ungeschehen machen.

Cuca setzte sich langsam in Bewegung. Sie hörte Ben Coltrane schimpfen und fluchen und war mit dieser Entwicklung sehr zufrieden.

Aber es sollte noch besser kommen.

***

»Ihr gottverdammten Schweine!« fauchte Yapeth Thaw. »Ihr habt euch alle gegen mich verschworen, aber ich lasse mich von euch nicht unterkriegen! Ich stehe das hier durch! Es ist zwar die Hölle für mich, aber ich bin hart im Nehmen! Und ich habe ein Gedächtnis wie ein Elefant! Ich merke mir von jedem, was er mir angetan hat, und wenn ich obenauf bin, kriegt ihr es wieder!«

Er erschrak, als er sah, daß er nicht mehr allein war.

Ein hübsches Mädchen stand in der Garderobe. Er hatte sie nicht eintreten hören. Sie lächelte ihn an.

»So aufgebracht?«

Thaw hatte plötzlich Angst, sie könnte etwas von dem verraten, was er soeben gesagt hatte.

Sie schien das zu erraten, denn sie sagte: »Keine Sorge, ich bin auf Ihrer Seite.«

Das konnte er kaum glauben. Wann war schon jemals einer auf seiner Seite gewesen?

»Wer sind Sie?« fragte er abweisend.

»Ich heiße Cuca, Mr. Thaw.«

»Und was wollen Sie?«

»Mit Ihnen reden, Mr. Thaw.«

»Presse? Ich gebe keine Interviews. Wenn Sie was wissen wollen, wenden Sie sich an meinen Manager, Mr. Gregory Waterman.«

»Der hat gerade eine Stinkwut auf Sie.«

»Und ich auf ihn, damit gleicht sich's wieder aus.«

»Meine Güte, warum sind Sie so sehr auf Abwehr eingestellt? Ich bin wirklich für Sie, und ich finde es nicht fair, wie man Sie behandelt. Ich bin der Ansicht, Sie sollten sich das nicht gefallen lassen.«

Der Schauspieler lachte gallig. »Das sagt sich so leicht. Aber viele Hunde sind des Hasen Tod. Ich kann mich nicht mit allen anlegen, kann mich nicht so wehren, wie ich es gern täte.«

»Sie fühlen sich zu schwach dazu.«

»Wenn Sie's genau wissen wollen - ja!« sagte Thaw. Er gab das nicht gern zu.

»Diese Leute hatten schnell raus, daß Sie schwach sind, Mr. Thaw. Wenn Sie denen nicht die Zähne zeigen, machen sie Sie fix und fertig. Sie dürfen sich nichts mehr gefallen lassen.«

»Sie haben leicht reden. Sie sind nicht an meiner Stelle. Anderen kann ich auch gute Tips geben, Miß Cuca.«

»Sie sind ein großer, kräftiger Mann. Sie könnten Ben Coltrane in Stücke reißen, wenn Sie wollten. Sie brauchen sich von ihm nicht einschüchtern zu lassen. Es ist nicht nötig, daß Sie kuschen, wenn er Sie anbrüllt.«

»Was wollen Sie? Daß ich ihm den Hals umdrehe?«

»So ungefähr. Warum nicht? Wenn Sie denen, die auf Ihnen herumhacken, zeigen, daß sie das nicht ungestraft tun dürfen, werden sie damit aufhören und Ihnen die Achtung entgegenbringen, die Ihnen gebührt.«

Der auf Frankenstein-Monster geschminkte Schauspieler grinste. »Sie sind besser als der Trainer, der seinen angeschlagenen Boxer in der Pause wieder aufbaut.«

»Es widerstrebt mir, zu sehen, wie ungerecht Sie behandelt werden. Sie müssen diese Leute schrecklich hassen.«

»O ja, das tue ich, aber das bleibt unter uns.«

»Das versteht sich doch wohl von selbst, Mr. Thaw.«

»Ich würde ihnen am liebsten die Schädel einschlagen - Lauren Portofino, Ben Coltrane, Gregory Waterman… Allen, die denken, mich wie den letzten Dreck behandeln zu können.«

»Es würde Ihnen sehr viel geben, wenn Sie sich revanchieren könnten, nicht wahr?«

»Natürlich würde es das!« tönte der Schauspieler. Diese Cuca wurde ihm von Minute zu Minute sympathischer. »Es ist eine Schmach, vor diesen Trotteln auf dem Bauch liegen zu müssen.«

»Das müßten Sie nicht. Ich wüßte jemanden, der Ihnen helfen könnte. Wenn Sie sich ihm anvertrauen, kann niemand mehr so wie bisher mit Ihnen umspringen.«

»Sie machen mich neugierig«, sagte Thaw.

»Hören Sie sich das Angebot an und entscheiden Sie dann, ob Sie es annehmen oder ablehnen wollen.«

»Wessen Angebot? In wessen Auftrag sind Sie hier?«

Cuca begab sich zum Schminktisch. Auf einem Kreuzworträtselheft lag ein Kugelschreiber. Mit ihm schrieb sie auf den weißen Rand des Heftes eine Adresse.

»Kommen Sie heute abend dorthin, dann wird Ihnen geholfen.«

»Sie tun aber ziemlich geheimnisvoll, Miß Cuca. Wer wird mir helfen? Auf welche Weise? Was soll es mich kosten?«

Cuca beantwortete nur die letzte Frage. »Nichts. Die Hilfe ist gratis. Sie wären dumm, wenn Sie diese einmalige Gelegenheit nicht nützen würden. Wenn Sie uns vertrauen, liegen in Kürze die anderen vor Ihnen auf dem Bauch.«

Der Schauspieler lachte. »Mann, wäre das großartig.«

Die Hexe ließ Thaw allein. Sie war davon überzeugt, daß er kommen würde. Ein neuer teuflischer Plan würde aufgehen.

***

Zwei Stunden nach diesem Schock in der Aufbahrungshalle waren wir immer noch alle betroffen. Wir hatten uns in meinem Haus eingefunden. Pater Severin, Cruv, die Mitglieder des »Weißen Kreises«,

Roxane, Vladek Rodensky, Mr. Silver, Vicky Bonney…

Es waren nicht genügend Sitzgelegenheiten vorhanden, aber es wollte ohnedies keiner sitzen.

Lance Selby - verschwunden! Das war ein echter Hammer, ein Brocken, der uns hart im Magen lag.

»Kann ich irgend etwas tun, Herr?« fragte Boram.

Ich schaute den Nessel-Vampir an und schüttelte den Kopf. »Nein. Oder bist du in der Lage, die Leiche unseres Freundes wiederzubeschaffen?«

Natürlich konnte er das nicht. Er hob bedauernd die Nebelschultern.

Als auch noch Dean McLaglen, Tucker Peckinpahs Rechtsanwalt, Professor Bernard Hale und sein Lieblingsschüler Chai Kai eintrafen, bekam ich fast schon so etwas wie Platzangst.

»Mindestens einer ist hier jetzt zuviel«, sagte ich zu Vicky Bonney, »deshalb werde ich mich verdrücken und mich nützlich machen. Du kümmerst dich inzwischen um unsere Freunde.«

»Was hast du vor?«

»Ich will versuchen, herauszufinden, wo Lance ist.«

»Soll Mr. Silver dich nicht begleiten?«

»Das ist nicht nötig. Ich stelle bloß ein paar Leuten ein paar Fragen.«

»Viel Glück, Tony«, sagte Vicky und hauchte mir einen Kuß auf die Wange.

Ich ließ meinen Blick noch mal kurz durch das zum Bersten volle Wohnzimmer schweifen, dann ging ich, und keinem fiel es auf.

Meine finstere Miene paßte zum schwarzen Anzug, den ich immer noch trug. Es gab keinen Grund, ein heiteres Gesicht zu machen.

Ich setzte mich in den Rover und fuhr los. Mein Ziel war die Klinik, in der unser Freund gestorben war.

Nachdem ich kurz mit dem Chefarzt gesprochen hatte, verwies dieser mich an seinen Kollegen in der Prosektur. Es gehörte ein guter Magen dazu, wenn man sich dort sein Geld verdienen wollte.

Es wurde gerade an zwei Toten gearbeitet. Ein Mann schöpfte Blut aus dem Bauchraum der einen Leiche und füllte diesen anschließend mit Sägemehl. Der Hals des andern Toten wurde mit Holzwolle ausgestopft.

Man machte das, damit später kein Blut aus dem Sarg rinnen konnte. Der Formalingeruch, der die Luft hier schwängerte, war mir unangenehm. Ich war jedoch davon überzeugt, daß die Männer, die hier arbeiteten, ihn überhaupt nicht mehr wahrnahmen.

Sie stellten unter Beweis, daß sich der Mensch an alles gewöhnen kann.

Ein Mann kam auf mich zu. Es paßte ihm nicht, daß ich hier hereingekommen war. »Haben Sie nicht gelesen, was an der Tür steht?« fragte er ziemlich ruppig.

»Dr. John Atkins?« fragte ich zurück.

»Der bin ich, und wer sind Sie?«

»Ballard, Tony Ballard, Privatdetektiv. Kann ich Sie kurz sprechen?«

»Ich habe im Augenblick viel zu tun…«

»Der Chefarzt schickt mich zu Ihnen. Es dauert nur ein paar Minuten, und es ist sehr wichtig.«

»Für wen? Für Sie?«

»Ja. Es geht um Lance Selby.«

»Eine reichlich mysteriöse Angelegenheit. Haben Sie den Auftrag, Licht in dieses Dunkel zu bringen?«

»Professor Selby war einer meiner besten Freunde, Doktor.«

»Ach so. Kommen Sie, Mr. Ballard, wir unterhalten uns draußen weiter.«

Dr. Atkins wollte mir draußen eine Zigarette anbieten. Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin Nichtraucher.«

»Das ist sehr vernünftig. Ich wollte, ich brächte den Willen auf, mir das Rauchen abzugewöhnen, aber über gute Vorsätze zum Jahreswechsel komme ich nicht hinaus. Ich bin einfach zu schwach. Dabei bekomme ich bei meiner Arbeit immer wieder zu sehen, was das Nikotin anrichtet. Diese Teerrückstände in der Lunge, diese ganzen krebserregenden Stoffe…«

Er zündete sich trotzdem eine Zigarette an. Seine Sucht war stärker als die Vernunft.

»Professor Selbys Schicksal ist wohl einmalig«, sagte John Atkins, nachdem er den ersten Zug gemacht hatte.

»Hat man Sie informiert?« wollte ich wissen.

John Atkins nickte.

»Haben Sie den Leichnam geöffnet?«

Wieder nickte der Arzt.

»Welche Todesursache schrieben Sie auf den Totenschein?«

»Altersschwäche«, sagte Dr. Atkins. »Er war der erste achtunddreißigjährige Greis, den ich sah. Hoffentlich war es auch mein letzter.«

»Was passierte mit dem Toten, nachdem Sie hier mit ihm fertig waren?« erkundigte ich mich.

»Wir gaben ihn zur Bestattung frei. Er wurde vom Beerdigungsinstitut abgeholt. Warum stellen Sie all diese Fragen, Mr. Ballard?«

»Weil Lance Selbys Leichnam verschwunden ist, und weil ich meinen toten Freund wiederfinden möchte.«

John Atkins riß die Augen auf. »Verschwunden? Aber das ist doch nicht möglich.«

»Hätten Sie es für möglich gehalten, daß ein Mann mit 38 Jahren ein Greis ist, bevor Lance Selby vor Ihnen lag, Dr. Atkins?«

»Nein.«
»Was ist danach überhaupt noch unmöglich?« fragte ich ernst. »Hat sich jemand nach dem Toten erkundigt?«
»Nein. Niemand.«
»Zeigte jemand Interesse für die Leiche?«
»Nein, Mr. Ballard. Bestimmt nicht.«
»Dann will ich Ihre kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen.« Ich reichte ihm eine von meinen Karten. »Sollte Ihnen noch irgend etwas einfallen - selbst wenn es in Ihren Augen noch so unwesentlich erscheint -, rufen Sie mich umgehend an.«
»Natürlich, Mr. Ballard.«
»Auf Wiedersehen, Dr. Atkins.«

***

Der Regisseur konnte Lauren Portofino mit vielen Worten überreden, weiterzumachen, und Yapeth Thaw brachte diesen Drehtag mehr schlecht als recht über die Runden.
Er zeigte sich willig, befolgte alle Anweisungen und hatte das große Glück, keine einzige Einstellung mehr zu verhauen.
Einige Szenen klappten sogar schon beim ersten Versuch, aber das kostete Thaw sehr viel Nerven, und manchmal schwitzte er vor Angst, einen Fehler zu machen.
Das Frankenstein-Monster hatte Angst! Wie paradox.
Aber das sollte anders werden. Cuca hatte ihm neue Hoffnung gegeben. Er freute sich auf die Zeit, wo er alle, die jetzt gegen ihn waren, in die Knie zwingen konnte.
Er konnte sich zwar nicht vorstellen, wie die Hilfe aussehen würde, die ihm zuteil werden sollte - und das auch noch gratis -, aber er war bereit, Cuca zu glauben.
Sie hatte so überzeugend gesprochen, daß er nun seine ganze Hoffnung an das Gesagte hängte. Ein verfrühtes Triumphgefühl erfüllte ihn bei dem Gedanken, daß er bald auf die ganze Filmcrew hinunterblicken würde.
Um 17 Uhr war Drehschluß. Das Gros des Filmteams begab sich noch in die Kantine, doch niemand forderte Thaw auf, mitzukommen.
Alle waren froh, daß er nach Hause fuhr. Daheim überfiel ihn wieder dieses Zittern, und er sah keine Veranlassung mehr, auf einen beruhigenden, wohltuenden Schluck zu verzichten.
Ihm würde geholfen werden, ob er nun trank oder nicht, sagte er sich. Also genehmigte er sich ein Glas guten schottischen Whiskys.
Cuca war ein merkwürdiges Mädchen. Eine wie sie hatte er noch nie getroffen. Sie hatte eine undefinierbare Ausstrahlung, hatte Format, wirkte ungemein anziehend, aber auch auf eine geheimnisvolle Weise gefährlich.

»Vielleicht läßt sich da was machen«, murmelte der Schauspieler schmunzelnd.

Er nahm sich vor, es bei Cuca auf jeden Fall zu versuchen.

Abgeschminkt sah er nicht viel anders aus als Frankensteins Monster. Er trug nur die Frisur anders, und es fehlten die häßlichen Kunststoffnarben, die ihm der Maskenbildner vor jedem Drehbeginn aufklebte.

Obwohl er also weit davon entfernt war, ein Adonis zu sein, hatte er zumeist mit den Mädchen keine Schwierigkeiten.

Das Wort »Film« löste bei fast allen eine ungeheure Faszination aus. Es verzauberte die Mädchen und machte es ihm leicht, sie zu erobern.

Um zum Film zu kommen, machten viele so gut wie alles, und Thaw ließ sie in dem Glauben, daß er sie dort unterbringen konnte.

Sie merkten erst später, daß er selbst die größte Mühe hatte, unterzukommen, doch diese Erkenntnis kam zum Glück in allen Fällen zu spät.

Thaw blickte auf seine Uhr. Heute abend, hatte Cuca gesagt. Das war ein dehnbarer Begriff. Wann war das nun? Jetzt schon? In einer Stunde? In zwei? Eine Stunde vor Mitternacht?

Vermutlich hatte sie keine Zeit festgesetzt, weil in dem Haus, das er aufsuchen sollte, ohnedies immer jemand war.

Würde sie auch da sein? Er hätte sie gern wiedergesehen und sich mit ihr verabredet. Die Adresse hatte er vom Kreuzworträtselheft abgerissen.

Sie befand sich in seiner Tasche. Er wollte sie herausnehmen und erschrak, als er sie nicht finden konnte. Verflixt, wenn er die Adresse verloren hatte, wußte er nicht, wo er sich mit Cuca treffen sollte.

Er hatte sich die Anschrift nicht gemerkt. Und nun war der verdammte Zettel weg!

Aufgeregt durchstöberte der Schauspieler sämtliche Taschen. Nichts. Er fluchte und war wütend auf sich, weil er diese wichtige Adresse so leichtsinnig verschlampt hatte.

»Mist!« schimpfte er.

Seine Augenbrauen zogen sich zusammen. Über seiner Nasenwurzel erschien eine tiefe Zornfalte.

»Was bist du doch für ein blöder Hund, Yapeth Thaw!«

Angestrengt dachte er nach. Er erinnerte sich daran, wie er den Papierstreifen abgerissen hatte.

»Und dann? Wo hast du ihn hingesteckt, du dummes Schwein?« beschimpfte er sich selbst.

Die Wut veranlaßte ihn, sich noch ein Glas Whisky zu nehmen. Hastig stürzte er den edlen Tropfen in die trockene Kehle, und gleichzeitig fiel ihm ein, daß er in der Brusttasche seines Hemds nachzusehen vergessen hatte, und dort fand er die wichtige Anschrift.

Erleichtert atmete er auf.
Wie eine Aktie, die soviel wert war wie alles Geld dieser Welt, hielt er das Papierstück in der Hand. Er würde Rache für all die Erniedrigungen nehmen, die er einstecken mußte, würde über seine Feinde triumphieren und ihnen heimzahlen, was sie ihm angetan hatten.
Die Zeit der hündischen Unterwürfigkeit war vorbei. Von nun an würde er der Herr sein, und die anderen mußten kuschen!
Er wartete die Dämmerung ab, dann machte er sich auf den Weg. Im Handschuhfach seines Wagens lag ein Stadtplan, mit dessen Hilfe er sich kurz orientierte.
Daß er mit soviel Alkohol im Blut nicht mehr fahren durfte, störte ihn nicht. Er behauptete stets, am besten zu fahren, wenn er betrunken war, und bisher hatte er auch noch nie einen Unfall gebaut.
Glücklicherweise war er bisher auch jeder Verkehrskontrolle entgangen, sonst wäre er seinen Führerschein los gewesen.
Aber wie er sich kannte, wäre er ohne Führerschein weitergefahren. Dann konnten sie ihm wenigstens keinen mehr abnehmen.
»Ich möchte nicht wissen, wie viele Leute auf der Welt gerade jetzt ohne Führerschein unterwegs sind«, sagte er grinsend und fuhr los.
Sein Ziel lag in nördlicher Richtung. Er überquerte die Themse und ließ sich Zeit. Schließlich konnte er kommen, wann er wollte.
Es bestand nicht die Gefahr, daß er zu spät kam. Er schaffte es ohnedies in den seltensten Fällen, pünktlich zu sein.
Je weiter er sich vom Stadtzentrum entfernte, desto mehr lichtete sich der Verkehr, und schließlich gehörte ihm die Straße für einige Minuten allein.
Er orientierte sich anhand eines Straßenschildes, fuhr langsamer, um die Straße nicht zu übersehen, in die er links einbiegen mußte.
Da war sie schon. Er bremste kurz, schaltete zurück und drehte dann kräftig das Lenkrad. Seine innere Spannung wuchs.
Die Straße ging ziemlich steil hinauf, und dann sah der Schauspieler eine verwitterte alte Friedhofsmauer. Der Totenacker schien nicht mehr benützt zu werden.
Durch ein breites Gittertor hatte Thaw einen ungehinderten Blick auf verwahrloste Gräber und teilweise umgestürzte Grabsteine.
An dieser Friedhofsmauer vorbei erreichte der Schauspieler ein uraltes, unheimliches Haus.
»Das würde in unseren Film passen«, murmelte Yapeth Thaw.
Er hielt den Wagen an und zweifelte daran, daß er richtig war. Das konnte doch nicht das Haus sein, in dem er erwartet wurde.
Es sah nicht nur düster und gruselig aus, es brannte auch nirgendwo Licht. Zwischen welkem Efeu, unter grauen Spinnweben entdeckte Thaw eine Tafel, auf der die Hausnummer und der Straßenname

standen.

Das war kein Irrtum.

Er befand sich an der richtigen Adresse. Ein mulmiges Gefühl machte sich allmählich in ihm breit.

***

Im Beerdigungsinstitut traf ich niemanden mehr an. Es war inzwischen Abend geworden, und die Toten hatten es nicht eilig, unter die Erde zu kommen. Morgen war auch noch ein Tag.

Aber nicht für mich. Ich wollte nicht bis morgen warten. Der Nachtwächter gab mir die Adresse des Mannes, der Lance Selby übernommen hatte.

Selbstverständlich bekam ich die Adresse nicht aufgrund meines ehrlichen Gesichts. Ich mußte ein paar Scheine knistern lassen.

Das wirkt in den meisten Fällen Wunder. Mit der Adresse in der Tasche fuhr ich nach Soho, wo mir ein kleiner Junge mit rotem Wuschelkopf die Tür aufmachte.

»Bin ich hier richtig bei Mr. Cliff Payne?« erkundigte ich mich.

»Das ist mein Vater. Ich bin Jimmy Payne.«

»Hallo, Jimmy. Würdest du deinen Vater mal kurz an die Tür holen?«

»Da wird er aber mächtig sauer sein, Mister. Dad sieht sich gerade die Torparade im Fernsehen an.«

»Sag ihm, Mr. Tony Ballard möchte ihn sprechen, und es wäre dringend.«

»Okay, Mr. Ballard.«

Der Kleine klappte die Tür zu, und als sie wieder aufging, hatte es den Anschein, Jimmy wäre um etwas mehr als einen Meter gewachsen und um rund dreißig Jahre älter geworden.

Auch sein Vater hatte brandrotes Wuschelhaar. Er musterte mich mit hellen, wimpernlos wirkenden Augen, war reserviert. Klar, er kannte mich nicht. Ich zeigte ihm meine Lizenz.

»Tut mir leid, daß ich Sie vom Fernseher wegholen mußte, Mr. Payne.«

»Was gibt's?« fragte der Mann ohne Neugier.

»Ich suche meinen Freund Lance Selby. Er sollte heute beerdigt werden, aber er befand sich nicht im Sarg. Haben Sie dafür eine Erklärung?«

»Nicht in seinem Sarg?«

»Hat sich der Zeremonienmeister nicht mit Ihnen in Verbindung gesetzt?«

»Ich hatte heute in Plymouth *tu* tun, kam erst spät zurück.«

»Was passierte mit meinem Freund, nachdem ihn Dr. Atkins für die Beerdigung freigegeben hatte?«

»Er kam in unser Institut, wurde gewaschen und zurechtgemacht.«

»Haben Sie das getan?«

»Ja. Ich habe ihn ein wenig geschminkt. Er sah hinterher aus, als würde er friedlich schlummern. Die Angehörigen der Toten sollen keinen Schreck kriegen, wenn man den Sarg noch einmal für sie öffnet.«

»Wir haben diesen Schreck gekriegt, als wir sahen, daß der Sarg leer war.«

»Das glaube ich Ihnen gern, aber ich kann Ihnen leider nicht helfen. Als ich an Mr. Selby arbeitete, lag er in seinem Sarg. Danach kam er in die Kühlkammer, und dort blieb er bis eineinhalb Stunden vor dem Beerdigungstermin.«

»Ihre Kollegen trugen vermutlich einen leeren Sarg. Wieso ist das niemandem aufgefallen?«

»Der alte Mann bestand ja nur noch aus Haut und Knochen. Manche Leichen sind ziemlich schwer. Da ist man froh, zur Abwechslung mal weniger Gewicht schleppen zu müssen.«

»Ich würde mir die Kühlkammer gern ansehen. Ließe sich das machen?«

»Jetzt?«

»Ich weiß, daß ich unverschämt bin, aber würde das für Ihre Mühe reichen?«

Als er die schönen Pfundnoten sah, hatte er nichts mehr dagegen, sie sich zu verdienen.

»Ich sag' nur schnell meiner Frau Bescheid«, brummte er und griff nach den Scheinen.

Wenige Minuten später saß er neben mir im Wagen, und wir waren zum Bestattungsinstitut unterwegs.

In der Kühlkammer lagen neue Leichen, die morgen oder in den nächsten Tagen abgeholt werden würden. Das Geschäft mit dem Tod blühte. Der junge Herbst raffte viele dahin.

Cliff Payne öffnete für mich sämtliche Särge, und die Toten, die ich sah - ob Männer oder Frauen, jung oder alt -, zeigten alle den gleichen friedlichen Ausdruck.

Von hier also mußte Lance Selby verschwunden sein. Weitere Leichen wurden nicht vermißt. Meiner Ansicht nach hatte man es gezielt auf Lance abgesehen.

Es kam hin und wieder vor, daß die Leiche einer Berühmtheit gestohlen wurde, um die Hinterbliebenen zu erpressen. Das wohl bekannteste Beispiel dafür ist Charlie Chaplin.

Lance Selby war jedoch keine solche Berühmtheit. Zugegeben, als Professor für Parapsychologie hatte er mit vielen Menschen zu tun gehabt, aber wen hätten die Leichendiebe erpressen sollen? Lance hatte keine Familie.

»Ist Ihnen bekannt, ob in den letzten Tagen hier eingebrochen wurde,

Mr. Payne?« wollte ich wissen.
Die Kälte kroch mir in die Glieder; mich fröstelte.
Cliff Payne schüttelte den Kopf. »Eingebrochen? Nein, bei uns wurde nicht eingebrochen. Aber da fällt mir ein, daß gestern abend diese Tür dort unverschlossen war. Der Nachtwächter mußte sie nachträglich absperren.«
»Nun, dann wissen wir wenigstens, wann die Leiche meines Freundes abhanden kam: gestern abend«, sagte ich, aber mir wäre lieber gewesen, ich hätte gewußt, wer den Toten geraubt hatte - und warum.

***

Yapeth Thaw blieb unschlüssig im Wagen sitzen. Hatte sich Cuca einen schlechten Scherz mit ihm erlaubt?
Was sollte er hier? In diesem Haus wohnte doch seit Jahren keiner mehr.
Die Fenster waren dreckiger und dermaßen verzogen, daß sie sich wahrscheinlich nur noch mit einem Stemmeisen öffnen ließen.
Zwischen den vorspringenden Erkern lasteten unheimliche Schatten. Vielleicht spien sie jedem eine tödliche Gefahr entgegen, der es wagte, sich dem Haus zu nähern.
Feucht lagen die Handflächen des Schauspielers um das Lenkrad. So große Hoffnungen hatte er in diesen Abend gesetzt, und nun wurde er bitter enttäuscht. Der Teufel sollte Cuca holen.
»Sie hat sich über mich lustig gemacht!« knirschte der deprimierte Schauspieler. »Und ich Esel bin darauf hereingefallen.«
Gereizt schlug er auf das Volant. Er hatte vorhin den Motor abgestellt. Nun griff er nach dem Zündschlüssel, um die Maschine wieder zu starten, und es stand für ihn fest, daß er sich zu Hause vor lauter Wut betrinken würde.
Es gab immer einen Grund für ihn, zur Flasche zu greifen. Der heutige Tag war für ihn sogar eine besondere Entschuldigung.
Von nun an konnte es mit ihm nur noch bergab gehen. Lauren Portofino würde sich weigern, weiter mit ihm zu arbeiten.
Ben Coltrane würde es ein Vergnügen bereiten, ihn zu feuern, und Gregory Waterman würde ihn fallenlassen wie eine heiße Kartoffel.
Dann war er fix und fertig und konnte sich nur noch die Kugel geben - oder sich einfach zu Tode trinken. Bestimmt würde er letzteres tun.
Dafür, sich einen Revolver an die Schläfe zu setzen und abzudrücken, fehlte ihm der Mut. So schieden Helden aus dem Leben. Er war kein Held, war nie einer gewesen.
Er würde den Weg der Versager, der gestrandeten Existenzen einschlagen, und er war sicher, daß er niemandem fehlen würde.
Warum zögerte er noch, nach Hause zurückzukehren? Ob er sich dieses unheimliche Haus vielleicht mal aus der Nähe ansehen sollte?

Er zog den Startschlüssel ab und kletterte aus dem Wagen. Vom Friedhof her wehte ein kühler Wind, und er bildete sich ein, dumpfen Modergeruch wahrzunehmen, aber das konnte wirklich nur Einbildung sein.

Nebelfetzen krochen über die Gräber, Geistern gleich, die ziellos umherirrten. In alten Bäumen wisperte es gespenstisch, und der Schauspieler schauderte.

Er zog die Schultern hoch, damit der Wind mit seinen unangenehm kalten Fingern nicht über seinen Nacken streichen konnte, und wandte sich dem schummrigen Spukhaus zu.

Vielleicht hatte ihn Cuca hierher bestellt, weil sie wußte, daß dieses Haus nicht bewohnt war. Möglicherweise wurde das Gebäude nur für dieses eine Treffen benutzt.

Welkes Laub kratzte über den grauen Asphalt. Das Gittertor des Vorgartens ächzte schaurig, und obgleich es kühl war, standen Schweißperlen auf Thaws Stirn.

Sand knirschte auf seinem Weg zu den Steinstufen unter seinen Schuhen. Er sah einen Brunnen mit steinernen Teufeln, deren starre Fratzen ihn anglotzten. Angst und bange wurde ihm dabei.

Er wich ihnen aus und verhedderte sich in den Dornenzweigen eines abgestorbenen Rosenstrauchs. Wütend riß er sich davon los.

Irgendwo klapperte ein Fensterladen, und knarrte da nicht auch in den düsteren Schatten eine Tür?

Und das in einer Weltstadt wie Lohdon, dachte der Schauspieler nervös.

Er erreichte die Stufen. Helle Balken waren es, in der Mitte stark abgetreten, doch nun schon lange nicht mehr benutzt.

Immer wieder warf Thaw einen nervösen Blick zurück, und er sagte sich, nun würde es wohl nicht mehr lange dauern, bis er sich sogar vor seinem eigenen Schatten fürchtete.

Sein Herz schlug schneller, als er den Fuß auf die erste von insgesamt vier Stufen setzte. Spinnfäden legten sich klebrig auf sein Gesicht, und er fegte sie angewidert fort.

Stufe um Stufe stieg er hinauf. Bevor er in den unheimlichen Schatten eintauchte, der vor der Tür lastete, lauschte er.

Hier schien alles so tot zu sein wie drüben auf dem Friedhof.

Was suchte er eigentlich hier? Cuca hatte ihn angeführt. Vielleicht war sie irgendwo in der Nähe versteckt und beobachtete ihn. Hatte sie sehen wollen, wie sich das Monster aus einem Horrorfilm angesichts eines solchen Spukhauses verhält?

Die Dunkelheit schien zentnerschwer zu sein. Sie lastete auf Thaws Seele, und eine innere Stimme warnte ihn davor, weiterzugehen.

Aber was hatte er schon zu verlieren? Zukunft hatte er ohnedies keine mehr. Also was soll's? sagte er sich und versuchte die Haustür zu

öffnen.
Zu seiner großen Verwunderung gab die Tür tatsächlich nach. Nun mußte er sich überlegen, ob er tatsächlich weitergehen oder umkehren wollte.
»Was soll's?« brummte er und machte den entscheidenden Schritt, der sein ganzes Leben verändern sollte.
Während sich die Tür bewegte, jammerte sie leise. Thaw achtete darauf, daß sie offenblieb. Vielleicht würde er gleich Fersengeld geben müssen.
Er schritt über einen staubigen Boden. Dann hatte er einen abgetretenen, fadenscheinigen Teppich unter den Füßen.
Das Haus war ziemlich leer. An den Wänden hingen keine Bilder. Was nicht fortgeschafft worden war, war es nicht wert gewesen, daß man sich damit noch abmühte.
»Vielleicht ist diese Cuca pervers angehaucht«, überlegte der Schauspieler. Die verrücktesten Typen leben auf dieser Welt.
Warum sollte es nicht auch ein Mädchen geben, das mit einem Mann wie ihm in einem Haus wie diesem zusammen sein wollte?
»Hallo!« rief Thaw.
Er stand jetzt in der Mitte der Halle, und seine Stimme vervielfältigte sich in dem Haus und wurde zu einem unheimlichen, vielstimmigen Echo.
»Sind Sie hier, Miß Cuca?«
Er glaubte, in der Finsternis eine Bewegung wahrzunehmen, und vielleicht drangen auch tappende Schritte an sein Ohr, aber das alles war so vage, so undeutlich, daß er sich seiner Sache nicht sicher sein konnte.
»Miß Cuca!«
Dieses verfluchte Echo schien ihn auszuspotten. Wer machte sich eigentlich nicht lustig über ihn? Gab es überhaupt noch jemanden auf dieser Welt, der ihn ernst nahm?
Eisige Schauer überliefen ihn, als er plötzlich schwere, polternde Schritte vernahm, und dann glaubte er, guten Grund zu haben, an seinem Verstand zu zweifeln.
Was hatte das zu bedeuten?
Fassungslos starrte er die Gestalt an, die ihm aus der Dunkelheit entgegentrat. Es war kein Mensch, sondern ein Monster.
So sah er aus, wenn er vor der Kamera stand. Gütiger Himmel, er hatte ein Frankenstein-Monster vor sich!

***

Wie gelähmt stand Yapeth Thaw da. Er konnte nicht begreifen, was er sah, war perplex, hatte Angst, denn von diesem bleichen Ungeheuer ging eine spürbare Bedrohung aus.

Ein dicker Kloß saß mit einemmal in seiner Kehle, und er hatte den Wunsch zu fliehen, aber er konnte sich nicht bewegen.

Gebannt starrte er das Monster an, und er redete sich ein, das müsse ein makabrer Scherz sein. Sie trieben ihren Spaß mit ihm noch weiter.

Es genügte ihnen nicht, ihn, den Horrordarsteller, in dieses Spukhaus am alten Friedhof zu locken. Jemand trat ihm auch noch in seiner Filmmaske entgegen, um ihn zu erschrecken.

Teufel noch mal, es war ihnen gelungen. Thaws Herz klopfte wie eine Dampframme. Aber wenn man nur einen geschmacklosen Scherz mit ihm trieb, warum reagierte er dann so heftig auf dieses Ungeheuer?

Es war doch nur ein maskierter Mensch. Vor dem brauchte er sich doch nicht so schrecklich zu fürchten. Thaw versuchte seine Nerven unter Kontrolle zu bekommen.

»Okay!« platzte die Wut aus ihm heraus. »Ich denke, das reicht. Ihr gewinnt den ersten Preis. Geschmackloser geht es wirklich nicht mehr!«

Das Frankenstein-Monster stampfte näher. Thaw wich zurück.

Er glaubte, eine seltsame Glut in den Augen des Ungeheuers zu sehen.

Wie weit wollten die es noch mit ihm treiben? Es kostete ihn sehr viel Überwindung, aber er schaffte es, trotzig stehenzubleiben.

Er ballte die Hände zu Fäusten und wartete auf das Monster. Thaw war nicht nur groß, sondern auch kräftig, und er bedauerte es, daß Stärke heute nicht mehr gefragt war.

Heute waren jene die Sieger, die mehr als andere im Kopf hatten, und mit geistigen Reichtümern war Thaw leider nicht gesegnet.

Er würde den verdammten Kerl niederschlagen, wenn dieser seine unheimliche Show nicht bald beendete. Das Monster gelangte in Thaws Reichweite.

Da übermannte den Schauspieler der Zorn. Er wollte diesem Hundesohn die Maske vom Gesicht dreschen. Kraftvoll schlug er zu.

Seine klobige Faust traf die kantige Kinnspitze des bleichen Ungeheuers. Der Mann hätte zu Boden gehen müssen, aber er blieb auf den Beinen, zeigte nicht die geringste Wirkung.

Das verdoppelte Thaws Fassungslosigkeit. In seiner grenzenlosen Verwirrung schlug er noch einmal zu, und gleich wieder.

Er hörte nicht mehr auf damit, drang auf den Maskierten ein, doch der Erfolg blieb gleich Null.

Das gibt's doch nicht! schrie es in Thaw. Er wehrt sich nicht, läßt sich von mir abdreschen wie ein Sandsack und steckte die Schläge weg, als würde ich ihn streicheln.

Das Ungeheuer verzog sein fahles Gesicht zu einem höhnischen Grinsen. Thaw sagte sich, daß er dieses Spukhaus schon längst hätte verlassen sollen. Hier ging es irgendwie nicht mit rechten Dingen zu.

Das Frankenstein-Monster wollte ihn packen. Thaw sprang mit einem heiseren Aufschrei zurück, konnte die Hände des Unholds gerade noch zur Seite stoßen und sich hastig umdrehen.

Dann startete er. Mit langen Sätzen stürmte er durch die Halle, auf die Tür zu, die er zum Glück offengelassen hatte.

Was ich hier erlebe, glaubt mir keiner! durchzuckte es ihn. Alle würden es als das Hirngespinst eines Säufers abtun. Aber es ist wahr!

Das Monster verzichtete darauf, dem Schauspieler nachzulaufen. Es richtete seinen Blick auf die offene Tür, die sich daraufhin bewegte.

Zuerst langsam, dann schneller, immer schneller.

Als Thaw nur noch zwei Schritte von ihr entfernt war, krachte sie ins Schloß. Wie ein Kanonenschuß hörte sich das an.

Auf die Idee, das Ungeheuer könnte die Tür bewegt haben, kam der Schauspieler nicht. Er gab einem plötzlichen Windstoß die Schuld.

Atemlos erreichte er die Tür. Seine Hand schloß sich blitzschnell um die Klinke. Er riß daran und sie brach ab.

Auch das noch!

Thaw trommelte in seiner Panik mit den Fäusten gegen das Holz. Er warf sich mit der Schulter dagegen, steckte die Klinke zitternd an, aber sie griff nicht.

Er schob die Finger zwischen Türblatt und Rahmen in die tiefe Spalte und versuchte, die Tür auf diese Weise aufzukriegen.

Es klappte gleichfalls nicht.

Verstört drehte sich der Schauspieler um. War er in die Falle eines Wahnsinnigen geraten? Trachtete ihm das Frankenstein-Monster nach dem Leben?

Thaw zeigte dem Unhold die schwere Eisenklinke. »Ich schlage dir damit den Schädel ein!« brüllte er. »Bleib mir vom Leib, du Bastard! Hörst du nicht? Du sollst stehenbleiben!«

Aber der Unhold schien taub zu sein. Kalt grinsend kam er näher und wieder stießen seine Hände auf den Schauspieler zu.

Yapeth Thaw hieb ihm die Klinke mit ganzer Kraft auf den Kopf. Kein Mensch hätte das überlebt, doch das Frankenstein-Monster steckte auch diesen Schlag wie nichts weg.

Dann ergriff der Unhold den rechten Arm des Mannes und drosch ihn mehrmals gegen die Wand. Thaw schrie den Schmerz heraus. Er vermochte die Klinke nicht mehr zu halten. Seine Finger öffneten sich, und die Klinke polterte auf den Boden.

Dann traf ihn ein kräftiger Faustschlag. Die Wucht des Schlages beförderte ihn weit von der Tür fort. Er stolperte und fiel.

Das Ungeheuer folgte ihm.

»Nein!« schrie Thaw entsetzt. »Laß mich in Ruhe! Was habe ich dir getan? Was… was hast du mit mir vor? Hilfe! Hiiilfeeee!«

Seine verzweifelten Schreie gellten durch das Haus, aber waren sie

auch draußen zu hören? Von wem erwartete er sich Hilfe? Von den Toten?

War dieses Frankenstein-Ungeheuer eines von ihnen? War dieses Scheusal von einer grausamen, unbekannten Macht zum Leben erweckt worden?

Gab es überhaupt eine Erklärung für diesen schrecklichen Alptraum?

Thaw kämpfte sich zitternd hoch, eilte zu einem alten Stuhl, der schief an der Wand lehnte, ergriff die Lehne mit beiden Händen und schwang den Stuhl hoch.

Obwohl er wußte, daß er dem Scheusal auch damit nichts anhaben konnte, schlug er zu. Der Stuhl zerbrach, als wäre er gegen Granit geknallt.

Klappernd fiel das Holz zu Boden, und Thaw erhielt einen neuerlichen Faustschlag, der ihn niederstreckte und an den Rand einer Ohnmacht trieb.

Wie durch einen trüben Schleier sah er, wie das Frankenstein-Monster sich über ihn beugte.

Eiskalte Hände legten sich um seinen heißen Hals und drückten zu.

Diese kalten Hände! durchfuhr es den Schauspieler. Ich habe es mit einem Toten zu tun. Ein Toter, der lebt. Ich bin verrückt!

Er versuchte sich verzweifelt von dem gnadenlosen Würgegriff zu befreien. Neben dem grausamen Unhold tauchte plötzlich noch jemand auf.

Es war Cuca, und es schien ihr zu gefallen, was passierte.

»Helfen… Sie… mir!« krächzte Thaw. »B-i-t-t-e-!«

Einen Augenblick schien es, als würde er vergeblich flehen, aber dann legte Cuca dem bleichen Scheusal die Hand auf die Schulter, und die kalten Hände lösten sich vom Hals des Schauspielers.

Thaw konnte es kaum fassen, daß er am Leben bleiben durfte. Das Frankenstein-Monster richtete sich auf und trat neben Cuca.

Thaw wagte dem Frieden nicht zu trauen. Dieser fürchterliche Unhold konnte jeden Moment wieder über ihn herfallen.

Langsam und mißtrauisch erhob sich Thaw. Seine Kniescheiben vibrierten. Zum erstenmal im Leben hatte er erfahren, wie schrecklich echte Todesangst ist.

Sein Herz raste, und er befürchtete, daß ihn noch nachträglich der Schlag treffen könnte. Sein verstörter Blick pendelte zwischen der Schönen und dem Monster hin und her.

»Wer seid ihr?« fragte er mit dünner Stimme.

Die Hexe lächelte. »Wer ich bin, weißt du schon, und das ist Atax, die Seele des Teufels!«

***

Jetzt begriff Yapeth Thaw schon gar nichts mehr. Doch der Horror

ging noch weiter. Atax lieferte den Beweis, daß Cuca die Wahrheit sagte.

Er legte für wenige Augenblicke die Gestalt des Frankenstein-Monsters ab und zeigte sich so, wie er wirklich aussah.

Vor dem Schauspieler stand auf einmal ein grauenerregendes Ungeheuer, das einen transparenten Körper hatte, der von violett schillernden Adern durchzogen war. Manchmal spiegelte die Oberfläche dieses Körpers.

Wie eine furchtbare Schreckensvision sah Atax aus, doch diesen Anblick bot er nur einige Sekunden lang, dann wurde er wieder zu jenem bleichen Ungeheuer.

»Wie… Ich verstehe nicht…«, stammelte Thaw.

»Du brauchst nichts zu verstehen«, sagte Cuca kalt.

»Ich… kann doch nicht wirklich eben… ein Ungeheuer… gesehen haben.«

»Doch, das hast du. Du hast Atax in seiner wahren Gestalt gesehen.«

»Aber… wie ist so etwas… möglich? Wer sind Sie, Cuca?«

»Ich bin Atax' Verbündete, eine Hexe, eine Teufelsbraut.«

Thaw preßte die Handballen fest gegen seine Schläfen. »Nein! Nein! Nein!« schrie er und schüttelte verzweifelt den Kopf. »Warum hört denn dieser Wahnsinn nicht endlich auf? Bin ich denn irr geworden?«

»Du bist nicht verrückt, Yapeth Thaw«, erwiderte Cuca. »Was du siehst und erlebt hast, ist Wirklichkeit.«

»Wieso kann *ich* es nicht begreifen?«

»Du stehst einer Macht gegenüber, die du nicht begreifen kannst. Den Gewalten der Hölle, der ewigen Finsternis!«

»Ihr seid Vertreter der Hölle?«

»Zweifelst du noch daran?«

»Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich denken soll«, stöhnte der Schauspieler.

»Ich habe dir Hilfe versprochen. In Zukunft wird sich niemand mehr die Schuhe an dir abputzen. Alle werden Angst vor dir haben, vor dir kriechen. Du hast Atax' Kraft zu spüren bekommen. Möchtest du so stark wie er werden?«

Thaw befand sich in einem wirren Taumel. Zuerst hätte dieses Monster ihn beinahe umgebracht, jetzt wurde ihm dessen Kraft angeboten.

Er hörte auf, zu denken und nach Erklärungen zu suchen. Er würde ja doch keine vernünftigen finden. War es da nicht besser, einfach hinzunehmen, was auf ihn zukam? Er war Atax und Cuca sowieso auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

»Man wird es nicht mehr wagen, dich wie den letzten Dreck zu behandeln«, sagte Cuca. »Du kannst Rache für all das nehmen, was dir bisher angetan wurde.«

Allmählich glaubte er, keine Angst mehr haben zu müssen. Was geschehen war, war eine Machtdemonstration gewesen, damit er begriff, mit wem er es zu tun hatte. So etwas würde sich wohl kaum wiederholen.

»Ja«, sagte er, und ein leidenschaftliches Feuer loderte in seinen Augen. »Ja, es würde mir gefallen, so stark und unbesiegbar wie Atax zu sein.«

Zum erstenmal sprach die Seele des Teufels: »Immer wieder stellen die Menschen Filme her, in denen das Böse am Ende eine schmachvolle Niederlage erleidet. Das gefällt mir nicht, deshalb habe ich beschlossen, dich zu meinem Werkzeug zu machen.«

»Zu deinem… Werkzeug?« fragte der Schauspieler unsicher.

»Du wirst von nun an meine Interessen vertreten! *Ich* werde dich lenken!«

Thaws Augen weiteten sich. »Ich darf nicht mehr tun, was ich will?«

»So ist es.«

»Aber… aber das möchte ich nicht!«

»Du wirst nicht gefragt!« knurrte Atax und wuchtete sich im selben Augenblick vorwärts.

Thaw zuckte heftig zusammen. Er rechnete mit einem Zusammenprall, doch dazu kam es nicht. Fassungslos sah er, wie Atax in seinen Körper eintauchte. Das Frankenstein-Monster war auf einmal nicht mehr vorhanden.

Aber es hatte sich nicht aufgelöst. Es befand sich in Yapeth Thaw, und Atax ging sofort daran, das Aussehen des Schauspielers zu verändern.

Thaw wurde mehr und mehr zum Frankenstein-Ungeheuer - und das sollte er von nun an auch bleiben!

***

Tags darauf fand sich die Film-Crew wieder im Studio ein, um die Dreharbeiten fortzusetzen. Ben Coltrane nahm ein paar Pillen ein, um in Form zu kommen, denn er hatte sich einen Großteil der Nacht um die Ohren geschlagen, und nun fühlte er sich leer und ausgebrannt.

Die Pillen würden ihn in Kürze auf Vordermann bringen. Das hatten sie bisher immer geschafft. In ein paar Minuten würde er sich wohl fühlen, und sein Kopf würde wieder richtig arbeiten.

Erfahrungsgemäß würde die Wirkung in etwa drei Stunden nachlassen. Bis dahin hoffte Coltrane, ein paar gute Szenen in den Kasten zu bringen.

Die Unbekannte in dieser Rechnung war Yapeth Thaw. Auf ihn kam es an, wie oft die Einstellungen wiederholt werden mußten.

Der Regisseur seufzte. Yapeth Thaw war sein Sorgenkind. Mancher Laiendarsteller hatte mehr Talent als dieser Dummkopf, deshalb war

es noch nicht sicher, ob er den Film mit Thaw fertigdrehen würde.

Die Monstermaske machte eine Umbesetzung jederzeit möglich. Der Maskenbildner konnte jeden anderen Schauspieler genauso herrichten.

Man würde nur einige wenige Nahaufnahmen nachdrehen müssen, und das würde finanziell zu verkraften sein. Dieser Tag sollte für Thaw zum Schlüsseltag werden.

Wenn er heute wieder nicht so spurte, wie sich Coltrane das vorstellte, würde er ihn zum Teufel jagen.

Bühnentechniker und Beleuchter schlossen allmählich ihre Vorbereitungen ab. Lauren Portofino erschien in der Dekoration.

Ben Coltrane winkte sie zu sich. »Wie bist du heute in Form?«

»Großartig. Ich habe nur ein flaues Gefühl im Bauch, wenn ich daran denke, daß ich heute wieder mit Yapeth Thaw arbeiten muß.«

»Er wird sich zusammenreißen. Er weiß, was für ihn auf dem Spiel steht«, sagte Coltrane.

»Ich verstehe nicht, daß du diesem verrückten, untalentierten und unzuverlässigen Säufer die Rolle gegeben hast.«

»Ich dachte, er wäre die Idealbesetzung. Gregory Waterman, dieser schleimige Dreckskerl, hat es mir so lange eingeredet, bis ich es glaubte. Na schön, inzwischen hat sich herausgestellt, daß ich einen Fehler gemacht habe. Aber es ist ein Fehler, der sich jederzeit ohne große Schwierigkeiten korrigieren läßt, und das ist Thaw bekannt.«

»Ich habe mit Stephen Beem gesprochen. Er würde für Yapeth Thaw sofort einspringen.«

»Sag ihm, er soll sich bereithalten. Aber schmeiß nicht absichtlich ein paar Szenen, damit Beem zum Zug kommt, klar?«

»Das wird nicht nötig sein. Thaw wird die Einstellungen ganz allein verderben. Er war früher schon sehr wenig wert. Seit er säuft, kannst du ihn ganz vergessen.«

Die Schauspielerin zog sich mit dem Scriptgirl zurück, um die bevorstehende Szene mit ihr durchzugehen. Weder sie noch Ben Coltrane hatten bemerkt, daß ihr Gespräch von Yapeth Thaw belauscht worden war.

Thaw stahl sich davon.

Es dauerte nicht lange, da erschien Marvin Chomsky, der Maskenbildner, bei Coltrane und schüttelte heftig den Kopf.

»Was ist los?« fragte der Regisseur. »Was hast du? Du siehst aus, als würdest du irgend etwas nicht begreifen.«

»Das tu' ich auch nicht«, erwiderte Chomsky. »Ich komme soeben aus Thaws Garderobe.«

»Und?« Der Regisseur erhob sich aus seinem Klappsessel. »Ist er am Ende besoffen? Kann er nicht arbeiten?«

»Ich wollte ihn schminken, aber das war nicht mehr nötig.«

»Was soll das heißen? Hat er sich etwa selbst geschminkt?«

»Ja. Besser hätte ich es nicht tun können. Ich frage mich, wie er das gemacht hat. Er hatte doch bisher von diesen Dingen kaum eine Ahnung.«

Coltrane entspannte sich. Er grinste. »Wahrscheinlich hat er dir in den letzten Tagen genau auf die Finger gesehen. Mach doch nicht so ein belämmertes Gesicht. Sei froh, daß er dir die Arbeit abgenommen hat. Zitterst du um deinen Job? Das brauchst du nicht. Selbst wenn sich Thaw von nun an täglich selbst schminkt, gibt es hier für dich noch genug zu tun.«

»Was mich verblüfft, ist, daß Thaw so unheimlich echt aussieht. Als… als würde er gar keine Maske tragen.«

Ben Coltrane lachte. »Er identifiziert sich inzwischen bereits so sehr mit der Figur, die er verkörpert, daß er das Frankenstein-Monster nicht mehr *spielt*, sondern es *ist*! Und da gibt es Leute, die behaupten, unser Freund wäre kein guter Schauspieler.«

Thaw erschien, und der Regisseur stellte fest, daß der Schauspieler heute zum erstenmal eine unheimliche Ausstrahlung hatte.

Das war ein anderer Yapeth Thaw. Er wirkte selbstsicher und sah grauenerregend aus. Zum erstenmal bereute Ben Coltrane nicht, ihn verpflichtet zu haben. Allmählich stellte sich heraus, daß dieser Mann doch die Idealbesetzung für die Rolle war.

Waterman wußte das schon früher als ich, dachte der Regisseur zufrieden. Stephen Beem würde höchstwahrscheinlich nun doch keine Chance von ihm bekommen.

Wenn das, was Thaw heute ausstrahlte, im Bild eingefangen werden konnte, würde die Kinobesucher das nackte Grauen packen, und so sollte es sein. Sie drehten hier schließlich keinen Märchenfilm.

»Können wir anfangen?« fragte Coltrane in die Runde.

Im Studio war eine kleine Brücke aufgebaut worden. Sie sah aus, als wäre sie aus Stein, doch das Material war Kunststoff.

An einem langen Galgen hing das Mikrophon. Der Kameramann wartete hinter dem Panavision-Gerät.

»Ist das Trockeneis da?« fragte Ben Coltrane.

»Ja, Ben«, bekam er zur Antwort.

»Dann darf ich mal um ein bißchen Nebel bitten. Aber übertreibt es nicht, man soll die Schauspieler noch sehen.«

Helle Nebel wurden in die Dekoration geblasen. Ben Coltrane begab sich vor die Kamera und rief Lauren Portofino und Yapeth Thaw zu sich.

»Du siehst heute großartig aus«, lobte der Regisseur den Schauspieler. »Ich bin dafür, daß du dich von nun an immer selbst schminkst, okay?«

Thaw nickte. Er starrte Coltrane haßerfüllt an. Der Regisseur dachte sich nichts dabei. Vielleicht nahm er an, Thaw befände sich bereits in

seiner Rolle.

Je mehr sich der Schauspieler damit identifizierte, desto besser würde das zum Publikum rüberkommen.

»Also hört zu, ich erkläre euch ganz kurz die Szene«, sagte Ben Coltrane. »Auf dieser Brücke kommt es zwischen dem Mädchen und dem Monster zur ersten Begegnung.« Er wandte sich an Lauren Portofino. »Du kommst von einem Tanzabend nach Hause, bist glücklich, weil du dort einen hübschen jungen Mann kennengelernt hast. Er fragt dich, ob er dich wiedersehen dürfe, und du weißt, daß du heute nacht von ihm träumen wirst. Ein bißchen träumst du jetzt schon von ihm. Das möchte ich auf deinem Gesicht sehen. Freude, Glückseligkeit. Du schwebst auf Wolken. Und auf einmal taucht er auf. Du glaubst zunächst nicht, was du siehst, aber mehr und mehr wird dir das Grauen bewußt, mit dem du konfrontiert bist. Dein Gesicht zeigt Entsetzen, Panik. Du willst fliehen, aber da schwinden dir die Sinne. Du brichst zusammen. Das Monster nimmt dich auf seine starken Arme und trägt dich fort. Alles klar?«

Die Schauspieler nicken.

»Dann geht auf eure Plätze.«

Lauren Portofino zischte Thaw an: »Wenn du heute soviel Mist wie gestern baust, übernimmt Stephen Beem deinen Part.«

»Halt jetzt den Mund, Lauren«, warf der Regisseur ein. »Laß ihn spielen. Ich glaube, heute bringt er's.«

Ben Coltrane kehrte zu seinem Regiesessel zurück.

»Der Nebel reicht vorläufig!« rief er. »Kamera!«

»Kamera läuft«, sagte der Kameramann.

Ein junger Mann hielt eine Klappe vor das Objektiv und sagte: »›Monsterfieber‹, Take 175, die erste!«

»Ruhe jetzt!« rief Coltrane. »Action!«

Und Lauren Portofino tauchte aus der Dunkelheit auf. Sie schlenderte ohne Eile durch den Nebel und sah unsagbar glücklich aus.

Jenseits der Brücke lauerte das Monster. Thaw wartete, bis Lauren die Brückenmitte erreicht hatte, dann setzte er sich langsam, mit plump wirkenden Schritten in Bewegung.

Lauren Portofino spielte das Erschrecken perfekt. Coltrane war zufrieden. Er glaubte nicht, daß die Szene wiederholt werden mußte. Er hatte bis jetzt nicht das geringste daran auszusetzen.

Yapeth Thaw war großartig in dieser Sequenz. Er brauchte kein Wort zu sprechen. Sein Blick verriet entsetzliche Empfindungen. Er schien seiner Partnerin echte Angst einzujagen.

Sie wich zurück, wandte ihr ausdrucksstarkes Gesicht der Kamera zu und wollte fliehen, aber dann fällte die Ohnmacht sie, und sie stürzte vor Yapeth Thaws Füße.

Noch nie hatte Ben Coltrane diesen Mann so großartig spielen sehen.

Thaw war die Inkarnation der Grausamkeit.

Jetzt sollte er seine Partnerin auf die Arme nehmen und mit ihr fortgehen, doch das tat er nicht. Er beugte sich über sie und griff blitzschnell nach ihrer Kehle.

Das stand nicht im Drehbuch, und Ben Coltrane konnte das auch nicht brauchen. Thaw schien sich den weiteren Verlauf der Szene anders zurechtgelegt zu haben, und das machte den Regisseur wütend.

Er sprang auf. »Es ist doch nicht zu fassen!« brüllte er. »Habe ich dir Vollidiot die Szene nicht eben erklärt? Habe ich dir nicht haargenau gesagt, was du tun sollst? Diesem blöden Hammel muß man es auch noch vormachen, damit er's begreift. Ich dachte, es wäre alles klar!«

Thaw würgte die Schauspielerin immer noch.

»Ben!« schrie der Regieassistent. »Er dreht wieder durch - wie gestern! Er will sie umbringen!«

»Dann gibt es keinen Zweifel mehr. Er hat tatsächlich nicht alle Latten am Zaun.«

Die Filmleute eilten der Schauspielerin, die sich verzweifelt wehrte, zu Hilfe. Man packte Thaws Hände und versuchte sie von Lauren Portofinos Kehle zu zerren, doch das Monster drückte immer fester zu.

Diesmal sollte Lauren nicht überleben!

»Yapeth!« brüllte jemand. »Laß los! Verdammt noch mal, so laß sie doch endlich los!«

Ein dumpfes Grollen entstieg der Kehle des Ungeheuers. Immer mehr Leute stürzten sich auf ihn, doch sie vermochten ihn nicht von Lauren Portofino zu trennen.

Sie schlugen auf ihn ein. Er schien nichts zu spüren. Jemand versuchte ihn mit einer dicken Holzlatte bewußtlos zu schlagen. Der Treffer hätte ihn zur Seite werfen müssen, doch das geschah nicht.

»Der hat übermenschliche Kräfte!« behauptete einer der Techniker.

Lauren Portofino lag in diesem Trockeneisnebel. Sie wehrte sich nicht mehr. Das Bewußtsein hatte sie bereits verloren, und nun hing ihr Leben nur noch an einem seidenen Faden.

Der Maskenbildner beteiligte sich ebenfalls an dieser hektischen Rettungsaktion, und er war der erste, dem auffiel, daß Thaw nicht geschminkt war.

Dieses Monster war echt!

***

Thaw ließ von der Schauspielerin erst ab, als sie tot war. Eine grausame Glut brannte in seinen Augen. Er richtete sich auf, schüttelte die Männer, die ihn festzuhalten versuchten, mühelos ab.

Es war allen unbegreiflich, wie dieser Mann plötzlich so stark sein konnte. Keiner von ihnen war ihm gewachsen. Nicht einmal alle zusammen vermochten ihn niederzuringen.

Jene, die es nicht glauben wollten und sich ihm noch einmal mutig entgegenwarfen, schlug er mit seinen gewaltigen Fäusten nieder.

Er zertrümmerte das Brückengeländer, packte teure Scheinwerfer und schleuderte sie durch das Studio. Er wütete wie ein Berserker, war nicht aufzuhalten.

Bald wagte sich ihm niemand mehr entgegenzustellen. Rufe nach der Polizei wurden laut. Das Chaos war perfekt. Ben Coltrane raufte sich die Haare.

Diese Katastrophe brachte ihn an den Rand eines Herzinfarkts.

Mord vor laufender Kamera! Entsetzlich…

Jetzt stürmte das Frankenstein-Monster durch das Atelier. »Haltet ihn auf!« schrie der Regisseur. »Dieser wahnsinnige Killer darf das Studio nicht verlassen!«

Doch wer hätte Yapeth Thaw daran hindern sollen? Es gab niemanden mehr, der es wagte, sich diesem grausamen Amokläufer in den Weg zu stellen.

Alle nahmen in heller Panik vor ihm Reißaus. Jeder wußte, daß es ihm ans Leben gegangen wäre, wenn er sich nicht schleunigst in Sicherheit gebracht hätte.

Thaw erreichte den Ausgang, riß die Tür auf und lief hinaus.

Ben Coltrane ließ sich erschüttert in seinen Klappsessel fallen. Er hatte das Gefühl, die ganze Welt wäre plötzlich aus all ihren Fugen geraten.

***

Vierundzwanzig Stunden waren vergangen, seit wir das Verschwinden unseres toten Freundes bemerkt hatten.

Wir hatten getan, was wir konnten, um die Leiche wiederzufinden. Was wir erreicht hatten, war frustrierend. Selbstverständlich hatte sich auch die Polizei eingeschaltet, doch deren Ergebnisse waren genauso mager wie unsere.

Ein Toter war verschwunden, und niemand wußte, wie und warum es dazu gekommen war. Vladek Rodensky konnte nicht in London bleiben. Es gab Tarifverhandlungen in Wien, an denen er teilnehmen mußte.

Ich brachte ihn zum Flugplatz. »Guten Heimflug. Hoffentlich ist der Grund unseres nächsten Wiedersehens erfreulicher.«

Der Brillenfabrikant reichte mir die Hand. »Halt mich auf dem laufenden, Tony.«

»Mach' ich«, sagte ich. »Sowie sich im Fall Lance Selby etwas Neues ergibt, rufe ich dich an.«

»Der arme Lance«, sagte Vladek kopfschüttelnd. »Nicht einmal als Leiche kommt er zur Ruhe.«

Ich kehrte nach Hause zurück.

Als ich den Living-room betrat, erblickte ich einen hageren, distinguierten Mann, der förmlich nach Geld roch. Und noch etwas fiel mir an ihm sofort auf: er hatte Sorgen.

Bei meinem Eintreten erhob er sich, und Vicky Bonney, die ihm Gesellschaft geleistet hatte, stand ebenfalls auf.

»Tony, das ist Mr. Dennis de Young. Mr. de Young, das ist Tony Ballard.«

Ich wußte im Augenblick nicht, wo ich den Namen unterbringen sollte, aber ich war sicher, ihn schon mal gehört zu haben.

Ich drückte ihm die Hand und bat ihn, wieder Platz zu nehmen. Vicky erklärte mir, de Young wäre ein Bekannter unseres einstigen Partners Tucker Peckinpah, und ich erfuhr, daß auch sie mit de Young bekannt war, was mich sehr überraschte.

Hatte ich den Namen Dennis de Young von meiner Freundin schon mal gehört? Vicky sagte, sie hätte de Young auf einer Party kennengelernt.

Es mußte sich um eine Party gehandelt haben, zu der ich sie nicht begleitet hatte. Unwillkürlich fielen mir dazu die verrückten Feten ein, die die Filmleute abhielten. Vicky war dort gern gesehener Gast.

Und fast im selben Moment ging mir auf, wer Dennis de Young war: ein äußerst erfolgreicher Filmproduzent, dessen Name immer häufiger im Vorspann von Kinohits zu finden war.

Ich nahm mir einen Drink und setzte mich.

»Mr. de Young hat ein schwerwiegendes Problem«, erklärte mir meine Freundin und ließ sich auf der Armlehne meines Sessels nieder.

»Das sieht man ihm an«, bemerkte ich und nahm einen Schluck von meinem Pernod.

Dennis de Young hatte einen Kognak vor sich stehen, aber er nahm den Schwenker nicht in die Hand.

»Nun, Mr. de Young«, sagte ich freundlich. »Was kann ich für Sie tun?«

»Mir ist bekannt, was für einen außergewöhnlichen Job Sie haben, Mr. Ballard«, sagte der Filmproduzent. »Ehrlich gesagt, ich hegte diesbezüglich lange Zeit Zweifel. Ein Mann, dessen Beruf es ist, Dämonen zu jagen… Nun ja, wer glaubt das schon so ohne weiteres.«

»Dieser Skepsis begegne ich überall, Mr. de Young. Daran gewöhnt man sich mit der Zeit.«

»Ich hätte mir nie gedacht, Sie um Hilfe bitten zu müssen, und doch bin ich heute hier, um es zu tun.«

»Was ist passiert?« fragte ich. Vicky Bonneys Hand ruhte auf meiner Schulter.

»Ich produziere zur Zeit einen Horrorfilm, der unter dem Titel ›Das Monster lebt!‹ in die Kinos kommen soll. Der Streifen handelt das alte Frankenstein-Thema ab. An und für sich hätte ich davon die Finger

gelassen, wenn nicht ein erstklassiger Drehbuchautor das Skript verfaßt hätte. Er brachte zahlreiche großartige neue Ideen in die Story, und mit Ben Coltrane konnte ich den besten Regisseur für das Projekt verpflichten. Kurz und gut, ein Mißerfolg ist ausgeschlossen. Das Risiko hält sich in vertretbaren Grenzen, so daß ich ohne Bedenken an die Realisierung ging. Haben Sie schon mal von Yapeth Thaw gehört?«

»Gibt es den noch?« fragte ich verwundert.

»Er verschwand für einige Jahre in der Versenkung, weil er zuviel mit dem Alkohol kokettierte. Sein Manager verschaffte ihm die Rolle des Frankenstein-Monsters. Ich war zwar nicht besonders glücklich darüber, aber Ben Coltrane machte sich stark für Thaw, und so stimmte ich dem Engagement dieses unzuverlässigen Schauspielers zu. Heute weiß ich, daß ich es nicht hätte tun sollen, aber hinterher ist man ja immer klüger als zuvor.«

»Was ist geschehen, Mr. de Young?« wollte ich wissen.

Jetzt griff der Filmproduzent nach seinem Schwenker und leerte ihn auf einen Zug. Ein furchtbarer Schlag schien ihn getroffen zu haben.

»Heute ermordete Yapeth Thaw seine Partnerin Lauren Portofino vor laufender Kamera.«

Ich schaute Dennis de Young entgeistert an.

»Es wäre gestern schon fast passiert«, sagte der Produzent. »Thaw steigerte sich so sehr in seine Rolle hinein, daß er die Kontrolle über sich verlor. Heute würgte er Lauren Portofino wieder, und beim zweitenmal ließ er erst von ihr ab, als sie nicht mehr lebte.«

De Young berichtete, was Thaw sonst noch alles angestellt hatte.

»Thaw hat offensichtlich den Verstand verloren«, sagte ich.

»So sieht es aus, aber wenn es nur so wäre, hätte ich Sie nicht aufgesucht, Mr. Ballard. In diesem Fall würde es genügen, wenn sich die Polizei darum kümmert. Die Angelegenheit macht aber einen Mann mit Ihrer Erfahrung erforderlich, denn Yapeth Thaw ist nicht mehr nur ein als Monster zurechtgemachter Schauspieler, der verrückt wurde. Er wurde wirklich zum Ungeheuer! Einem Mann wie Ihnen kann ich das sagen, ohne Gefahr zu laufen, ebenfalls für verrückt angesehen zu werden. Natürlich weiß ich nicht, wie so etwas möglich ist, ich weiß lediglich, daß Yapeth Thaw kein Mensch mehr ist.«

»Können Sie mir das näher erklären?« fragte ich neugierig. »Wie kommen Sie dazu, so etwas anzunehmen, Mr. de Young?«

»Bisher machte Marvin Chomsky, der Maskenbildner, den Schauspieler zum Frankenstein-Ungeheuer. Als Chomsky heute mit seiner Arbeit beginnen wollte, sah Thaw bereits wie ein Monster aus. Chomsky nahm an, der Schauspieler hätte sich selbst geschminkt. Als der Maskenbildner aber dann mit anderen versuchte, Lauren Portofino zu retten, stellte er zweifelsfrei fest, daß Thaw nicht geschminkt war.

Hinzu kommt, daß Ben Coltrane bei Thaw eine nie zuvor bemerkte dämonische Ausstrahlung feststellte. Außerdem war Thaw heute so gut wie unbesiegbar. Irgend jemand sagte, er wäre so stark gewesen, als hätte er die Kraft der Hölle in sich gehabt. Als ich das hörte, war mir klar, daß ich mich an Sie um Hilfe wenden mußte. Ich möchte Sie engagieren, Mr. Ballard. Ich bin bereit, zehntausend Pfund dafür zu bezahlen, daß Sie dieses Monster unschädlich machen. Es sind da nämlich einige böse Vermutungen aufgetaucht, die mich sehr beunruhigen.«

Vicky holte die Kognakflasche und füllte de Youngs Glas noch einmal. Dann setzte sie sich wieder neben mich.

»Was für Vermutungen?« wollte ich wissen.

Dennis de Young trank zuerst. Dann sagte er: »Die gesamte Film-Crew hat Thaw nicht gerade mit Freundlichkeit und Wohlwollen überhäuft. Man sah in ihm immer noch den Schauspieler, der vor Jahren abgeschrieben worden war, und es wollte ihm eigentlich keiner eine echte Chance geben, in der Branche wieder Fuß zu fassen.«

»Man gab ihm - bildlich gesprochen - einen Tritt nach dem anderen«, sagte ich.

»So ungefähr. Alle rechneten damit, daß er die Dreharbeiten nicht durchstehen würde.«

»Mit anderen Worten, er haßte das gesamte Filmteam.«

»So ist es, Mr. Ballard. Und nun setzte mir jemand den Floh ins Ohr, Thaw könnte einen Weg gefunden haben, sich mit dem Bösen zu verbünden. Mir ist klar, daß das irre klingt, und ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Mensch einen Pakt mit dem Teufel schließen kann, aber ich streife mal meine ganze Vernunft ab und nehme das als gegeben hin. Thaw hat sich mit der Hölle zusammengetan. Sie machte aus ihm ein echtes Monster, und nun hat er die Kraft, um sich an all jenen zu rächen, die ihn schlecht behandelt haben. Das hat nichts mehr mit Film zu tun, Mr. Ballard. Das ist nun grauenvolle Wirklichkeit. Thaw hat Lauren Portofino umgebracht, und ich fürchte, daß es bei diesem einen Mord nicht bleibt.«

Ich nickte. »Okay, Mr. de Young. Ich kümmere mich darum. Beantworten Sie mir jetzt noch einige Fragen…«

***

Als der Filmproduzent mein Haus verlassen hatte, berichtete ich Mr. Silver, welchen Auftrag ich übernommen hatte.

Roxane und Boram waren ebenfalls anwesend. Mit Spannung und großem Interesse hörte mir Arma, die tückische Zauberin, zu. Jedes Wort trank sie mit sichtbarer Gier von meinen Lippen.

Ich hätte sie am liebsten geohrfeigt, aber der Schlag hätte Roxanes

Gesicht getroffen. Es war zum Verrücktwerden mit dieser Doppelperson.

Jedesmal, wenn von einem Erfolg des Bösen die Rede war, strahlte Arma triumphierend. Sie bedachte mich mit einem spöttischen Lächeln.

»Jetzt weißt du mal wieder nicht, wo dir der Kopf steht, Tony Ballard. Du hast keine Ahnung, wo Lance Selbys Leichnam hingekommen ist, weißt nicht mehr, wo du ihn suchen sollst, und mußt jetzt auch noch Jagd auf dieses Frankenstein-Monster machen.«

»Halt den Mund!« knurrte Mr. Silver.

»Ich lasse mir von dir nicht den Mund verbieten!« fauchte die Zauberin.

»Verschwinde! Geh in dein Zimmer!« sagte der Ex-Dämon schneidend.

»Das tue ich, wenn es mir paßt! Ich lasse mich von dir nicht herumkommandieren!«

Ich merkte, wie die Wut in Mr. Silver brodelte. Er war auf Arma denkbar schlecht zu sprechen. Wenn er sich vergaß, würde Roxane darunter zu leiden haben.

Das wollte ich nicht, deshalb sagte ich zu Boram, er solle sie hinausbringen. Wut und Haß loderten in den grünen Augen des Mädchens.

Der weiße Vampir trat auf sie zu. »Komm«, sagte er mit seiner dumpfen, leicht rasselnden Stimme.

Arma zeigte ihm die Zähne. »Faß mich nicht an!« schrie sie zornig.

Eine Berührung des Nessel-Vampirs war höchst unangenehm. Ich hatte das selbst zu spüren bekommen. Das brannte nicht nur wie Feuer. Boram entzog einem dabei auch gleichzeitig Kraft.

»Geh!« befahl Boram der Zauberin. Er wies auf die Tür.

Widerstrebend setzte sie sich in Bewegung. Sie mußte gehorchen, sonst hätte der Nessel-Vampir sie sich auf eine schmerzhafte Weise gefügig gemacht.

Bevor sie den Raum verließ, schaute sie uns haßerfüllt an. »Meine Stunde kommt noch. Ich vergesse nichts! Irgendwann werde ich stark genug sein, um euch vernichten zu können!«

Boram trat auf sie zu. Sie wich zurück - und war draußen. Mr. Silver senkte grimmig den Blick. »Wenn ich bloß wüßte, wie ich es vorantreiben könnte, daß Roxane wieder zu dem Mädchen wird, das ich geliebt habe.«

»Wir werden einen Weg finden«, tröstete ich den Ex-Dämon. »Vielleicht schon bald. Doch nun müssen wir uns um Yapeth Thaw kümmern.«

***

Selbst bei den grausigsten, unheimlichsten und gruseligsten Szenen kann man sich im Kino sagen: »Es ist ein Film! Es ist zwar perfekt gemacht, und ich rege mich wahnsinnig auf, aber es ist trotzdem nur gespielt!«

Was Mr. Silver und ich zu sehen bekamen, sah zwar auch wie ein Film aus, war aber gefilmte, nicht gespielte Wirklichkeit!

Was sich vor unseren Augen auf der Leinwand des Vorführraumes abspielte, war nicht erfunden, sondern tatsächlich passiert.

Das zu wissen, war schrecklich. Wir erlebten das echte Ende eines Menschen mit, sahen, wie Lauren Portofino sich verzweifelt wehrte, gegen das Frankenstein-Monster jedoch nicht die geringste Chance hatte.

Wir sahen, wie die Filmleute der Schauspielerin helfen wollten. Der Film lief unaufhörlich weiter. In seinem Schock hatte der Kameramann vergessen, die Aufnahme zu beenden, und so wurde dieser Streifen zu einem Dokument des nackten Grauens.

Ben Coltrane saß neben mir. Er war schrecklich nervös, rutschte auf dem Sitz ständig hin und her, vor und zurück.

Er nagte an der Unterlippe und knetete ununterbrochen die Finger. Ich konnte seine Erregung verstehen. Er erlebte das Schreckliche in diesem Moment zum zweitenmal.

Lauren Portofinos Widerstand erschlaffte. Ihr Gesicht tauchte in dem Nebel, der den Boden bedeckte, unter.

Wir sahen nur noch Yapeth Thaw und die vielen Leute, die sich auf ihn gestürzt hatten. Irgendwann war der Streifen dann zu Ende.

Coltrane machte Licht. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß. Die Vorführung hatte ihn arg mitgenommen.

»Ich dachte schon, ich würd's nicht mehr aushalten«, stöhnte der Regisseur. »Möchten Sie den Take noch einmal sehen? Dann gehe ich so lange hinaus.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist nicht nötig, Mr. Coltrane. Wir haben gesehen, was wir sehen mußten.«

Dennis de Young hatte das Filmteam angewiesen, uns nach besten Kräften zu unterstützen. Die Polizei war bereits im Atelier gewesen. Lauren Portofinos Leiche war abgeholt worden.

»Wir wissen nun alle nicht, wie es weitergehen soll«, sagte der Regisseur. »An eine Fortsetzung der Arbeit ist im Augenblick nicht zu denken, dazu steckt uns der Schock noch zu sehr in den Knochen. Wenn wir die Dreharbeiten überhaupt abbrechen, wird das für Dennis de Young das größte finanzielle Fiasko seiner Karriere… Ich glaube, ich werde mich heute betrinken und irgend etwas Verrücktes anstellen, um mir zu beweisen, daß ich noch lebe.«

»Dürfen wir uns im Atelier und in Thaws Garderobe umsehen, Mr. Coltrane?« fragte ich.

»Wo Sie wollen. Das Studio gehört Ihnen und Ihrem Freund.«

Wir verließen den Vorführraum, und Coltrane zeigte uns den Schaden, den Thaw an den Geräten angerichtet hatte. Er wußte sogar die Schadenshöhe zu beziffern, doch die Summe beeindruckte mich trotz ihrer beachtlichen Höhe nicht.

Was war das schon im Vergleich mit, Lauren Portofinos Tod.

Überall begegneten wir verstörten Gesichtern. Die Menschen hatten heute den Schock ihres Lebens erlitten. Es würde lange dauern, bis sie darüber hinweg waren. Einige würden es wahrscheinlich nie schaffen.

Es ist eben doch ein gewaltiger Unterschied, ob man den Horror nur mit allen erdenklichen Tricks schafft, oder ob man mit ihm tatsächlich konfrontiert wird.

Ben Coltrane zeigte uns Thaws Garderobe und ließ uns allein.

Ich benahm mich wie ein Einbrecher auf der Suche nach Wertgegenständen. Während ich den Schrank öffnete, stand Mr. Silver reglos im Raum.

Einige wenige Klamotten hingen im Schrank. Ich durchstöberte die Taschen einer Strickweste und eines Trenchcoats. Was ich fand, war unergiebiges Zeug.

»Du könntest dich auch nützlich machen«, sagte ich zu meinem Freund.

»Das tue ich gerade«, erwiderte der Ex-Dämon.

»Ich sehe nur, daß du Denkmal spielst.«

»Ich lasse das, was sich in diesem Raum befindet, auf mich einwirken.«

»Ach so. Ich dachte, du würdest im Stehen pennen. Spürst du was?«

Der Hüne kräuselte die Nase. »Ich bin nicht sicher, aber es könnte sein, daß mich eine schwarzmagische Reststrahlung irritiert.«

»Kann Yapeth Thaw sie hinterlassen haben?«

»Entweder er oder jemand anders. Da lege ich mich nicht fest.«

»Also wenn du nicht mehr zu bieten hast, enttäuschst du mich aber sehr.« Ich begab mich zum Schminkspiegel, öffnete die Lade und entdeckte eine Whiskyflasche und einen Mundspray.

Es ist in solchen Situationen immer komisch; man sucht fieberhaft, ohne zu wissen, wonach. Das weiß man immer erst, wenn man es gefunden hat.

Ich rammte die Lade wieder zu. Mr. Silver griff nach einem Kreuzworträtselheft, und ich sagte: »Dafür haben wir aber wirklich keine Zeit.«

»Wer sagt denn, daß ich die Rätsel auflösen möchte?« erwiderte der Ex-Dämon.

»Du willst dich nicht blamieren, eh?«

Der Hüne wies auf das Heft, von dem ein Streifen abgerissen worden war. »Hier hat Thaw oder sonst jemand etwas notiert.«

»Du entwickelst dich zum Kriminalisten. Zeig mal her.«

Wir schauten uns die Schrift, die sich durchgedrückt hatte, gemeinsam an und stellten fest, daß es sich um eine Adresse handelte.

»Was hältst du davon, wenn wir da mal hinfahren?« fragte ich den Ex-Dämon.

»Keine schlechte Idee.«

Ich durchstöberte nur noch kurz den Rest der Garderobe und nahm mir auch den Papierkorb vor. Manchmal sind Papierkörbe und Mistkübel die reinsten Fundgruben für Detektive.

Diesmal lohnte sich die Mühe nicht. Wir verließen das Filmstudio und kehrten zu meinem Rover zurück.

»Hast du dir schon ein Bild gemacht?« fragte ich Mr. Silver, während ich den Zündschlüssel drehte.

»Ich kann die Vermutung des Filmproduzenten nur bestätigen. Meiner Ansicht nach schloß Thaw auf irgendeine Weise einen Pakt mit dem Bösen, um sich an allen rächen zu können, die ihn schlecht behandelt haben.«

»Hat er von sich aus den Kontakt gesucht, oder trat die schwarze Macht an ihn heran?«

»Beides ist möglich«, sagte Mr. Silver.

Wir überlegten uns während der Fahrt, wie sich die Sache abgespielt haben konnte. Eine Reihe von Möglichkeiten gingen wir durch.

Vieles davon konnte richtig sein. Es konnte aber auch ebensogut alles falsch sein. Was sich tatsächlich ereignet hatte, wie der Schauspieler an die schwarze Macht geriet und von ihr zum echten Monster gemacht worden war, würden wir aber erst erfahren, wenn wir seine Spur gefunden hatten.

Ich nahm nach einer Fahrt von etwa zwanzig Minuten Gas weg, bog ab, und wenig später langten wir bei der Adresse an, die wir in Thaws Garderobe gefunden hatten.

Grau und verwahrlost lag der alte Friedhof vor uns. Unheimlich, wie ein Miniaturspukschloß, ragte an der Friedhofsmauer ein unbewohnt aussehendes Haus auf.

»Ein eiskalter Tip für Horrorfans«, sagte ich zu meinem Freund. »Die Adresse paßt zu dem, was aus Thaw geworden ist.«

Der Ex-Dämon stieß die Rovertür auf und stieg aus. Über seiner Nasenwurzel erschien eine tiefe V-Falte. Es gibt zahlreiche leerstehende Häuser in London, doch kaum eines hatte eine so deutliche unheimliche Ausstrahlung.

Ich faßte in mein Jackett und prüfte den Sitz meines Colt Diamondback. Vielleicht würde ich die mit geweihten Silberkugeln geladene Waffe dort drinnen brauchen.

Ich verließ gleichfalls den Rover und trat neben Mr. Silver.

»Manche Häuser werden eines Tages unbewohnbar«, murmelte der

Hüne, »weil sich das Böse darin einnistet - und weil es für Menschen von diesem Moment an lebensgefährlich ist, weiter darin zu bleiben.«

»Du meinst, so ein Haus haben wir hier vor uns?« fragte ich.

»Dies könnte ein Stützpunkt für Dämonen sein. Requiriert von der schwarzen Macht, und jeder Schwarzblütler kann ihn benutzen.«

»Wie kam Yapeth Thaw an diese Adresse?«

»Keine Ahnung, Tony. Wenn wir Glück haben, können wir ihm diese Frage bald selbst stellen.«

Ich streifte meinen Freund mit einem raschen Blick. »Du nimmst an, daß sich Thaw dort drinnen befindet?«

»Sagen wir, es wäre nicht undenkbar«, erwiderte der Ex-Dämon. Er wollte sich noch nicht festlegen.

»Dann mal rein mit uns!« knurrte ich und marschierte los.

Mir war dabei, als blickten mir die Toten von gegenüber über die Schulter. Das unheimliche Haus konnte eine gefährliche Falle sein, doch mit Mr. Silver hatte ich einen Partner an der Seite, auf den ich mich hundertprozentig verlassen konnte.

Wäre ich allein gewesen, hätte ich es mir reiflicher überlegen müssen, ob ich da hineingehen sollte oder nicht.

Wir schritten durch den verwilderten Vorgarten. Es wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein, wenn wir mit diesem Haus bereits das Versteck des Monsters gefunden hätten.

Vor der Tür blieb ich stehen. Während ich sie langsam aufdrückte, zog ich sicherheitshalber meinen Revolver aus dem Leder.

Abgestandene Luft stieg mir in die Nase. Mißtrauisch ließ ich meinen Blick durch die dämmrige Halle schweifen, bevor ich eintrat.

Mr. Silver folgte mir.

»Ist es ein Hort des Bösen?« wollte ich wissen.

Er nickte stumm, und ich sah ihm an, wie angespannt er war. Die Fenster waren vor vielen Jahren zum letztenmal gereinigt worden. Fingerdicker Dreck klebte am Glas, so daß nur wenig Licht in das Haus drang.

Zudem hingen zerschlissene Vorhänge an schiefen Gardinenstangen. Natürlich hätte sich das Haus mit dem nötigen Kleingeld wieder freundlich und wohnlich machen lassen. Es fragte sich nur, ob die schwarze Macht eine Renovierung zugelassen hätte.

Höllenboten und andere Teufelskreaturen, die hier vorübergehend Unterschlupf fanden, legten keinen Wert auf eine wohnliche Atmosphäre.

Ihnen reichte das Spukhaus so, wie es war. Und da es in seinem verwahrlosten Zustand die Menschen abschreckte, würde sich wohl niemand mehr finden, der das Gebäude revitalisierte.

Ein dumpfes Poltern drang an mein Ohr. Mich durchrieselte ein leichtes Frösteln. Ich sah Mr. Silver an. Er hatte das Geräusch ebenfalls

vernommen.

Wir waren nicht allein!

Woher war das Poltern gekommen? Aus dem Keller? Vom Obergeschoß? Jetzt klapperte irgendwo ein Fensterladen. Vier-, fünfmal. Dann war wieder Stille. Jedoch nur für kurze Zeit.

Als im Haus der Bretterboden knarrte, zischte Mr. Silver: »Ich seh' mal nach, wer da herumspukt!«

Er verschwand in einem der Räume, und mich lockte ein leises Ächzen zur Treppe. Vor der untersten Stufe blieb ich stehen, und mir war, als würde oben ganz schnell eine schemenhafte Gestalt vorbeihuschen.

Sofort übermannte mich das Jagdfieber. Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, stürmte ich die Treppe hinauf und gelangte in einen schummrigen Flur.

Ich sah mehrere Türen, eine davon war halb offen, und dahinter war ein kaum wahrnehmbares Atmen zu hören. Ich preßte die Lippen zusammen.

Starr war mein Blick auf die Tür gerichtet, während ich mich ihr mit vorsichtig gesetzten Schritten näherte. Ich bemühte mich, so leise wie möglich zu sein.

Die meisten meiner Schritte konnte ich selbst nicht hören - und dann stand ich vor der halb offenen Tür, hinter der sich meiner Ansicht nach jemand verbarg.

Zwischen meinen Schulterblättern bildete sich eine Gänsehaut. Ich wandte mich der Tür zu und ließ noch einige Sekunden verstreichen.

Dann beförderte ich die Tür mit einem kraftvollen Tritt zur Seite und federte mit einem weiten Sprung in den düsteren Raum.

Ich hörte, wie die Tür gegen einen Körper prallte und wirbelte herum. Und dann traute ich meinen Augen nicht.

Ich hatte Cuca vor mir, die Mutter von Mr. Silvers Sohn!

***

Schon einmal hatte sie vor meinem Revolver gestanden. In Griechenland! Dort hatte sie sich Cypara Kulidis genannt und eine äußerst makabre Agentur geleitet. [3]

Grausige Ghouls hatten für sie gearbeitet, und wenn Atax sie damals nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht hätte, wäre diese heutige Begegnung wahrscheinlich nicht mehr möglich gewesen.

Die schöne, gefährliche Hexe starrte mich feindselig an. »Tony Ballard! Wir haben uns lange nicht gesehen.«

»Du hast mir nicht gefehlt!« knurrte ich.

»Du mir auch nicht. Was suchst du in diesem Haus?«

»Bestimmt nicht dich«, erwiderte ich. »Ist Atax, dein Verbündeter, auch hier? In letzter Zeit kann er nicht genug Verbündete haben.

Soviel ich weiß, macht er auch mit Professor Kuli gemeinsame Sache.«

Die Hexe lächelte spöttisch. »Du bist gut informiert.«

»Leider weiß ich immer noch zuwenig. Zum Beispiel über dich. Was willst du in London?«

»Ich habe nicht die Absicht, es dir zu verraten.«

»Du hast damit zu tun, daß Yapeth Thaw zum Monster wurde.«

»Vielleicht.«

»Wo ist Thaw jetzt? Befindet er sich in diesem Haus?«

»Du bist immer noch schrecklich neugierig, Tony Ballard«, höhnte die Hexe. »Habt ihr inzwischen meinen Sohn gefunden?«

»Noch nicht.«

»Ihr tut zuviel auf einmal, das ist euer Problem.«

»Wir werden den jungen Silberdämon eines Tages finden, davon bin ich überzeugt. Als wir in Griechenland aufeinandertrafen, sagtest du, du wüßtest nicht, wohin es ihn verschlagen hat, aber ich will das immer noch nicht so recht glauben.«

Die Hexe lachte leise. »Nun, vielleicht kenne ich den Aufenthaltsort meines Sohnes tatsächlich, aber du wärst einer der Letzten, denen ich ihn verraten würde.«

»Du befürchtest, Mr. Silver könnte seinen Sohn, den du nach den Gesetzen der Hölle erzogen hast, umdrehen. Theoretisch wäre es möglich, daß der junge Silberdämon sich dann gegen seine eigene Mutter wendet.«

»Das würde er niemals tun!« behauptete Cuca schroff.

»Oh, da wäre ich an deiner Stelle nicht so sicher. Du bist ein Mitglied der schwarzen Front und somit eine Feindin all jener, die sich für das Gute einsetzen.«

»Ehe mein Sohn die Hand gegen seine Mutter erhebt, fließt die Themse bergauf!«

Ich musterte die Hexe. Wie sollte ich aus ihr herauskriegen, was ich wissen wollte? Der Bluff, daß ich sie töten würde, wenn sie nicht redete, zog bei ihr nicht.

Sie wußte, daß ich ihr nichts tun konnte, solange sie den Aufenthaltsort ihres Sohnes nicht preisgegeben hatte.

Silver II war gewissermaßen ihre Lebensversicherung. Für mich stand fest, daß sie den Schauspieler nicht allein zum Ungeheuer gemacht hatte.

Bestimmt hatte sie nur assistiert. Die wahre Arbeit aber hatte meiner Ansicht nach Atax, die Seele des Teufels, geleistet.

Aber womit hätte ich auf die Hexe Druck ausüben sollen? Mr. Silver konnte das besser. Ihm stand eine magische Folterpalette zur Verfügung, mit der er die Zunge der Hexe lösen konnte.

Ihm konnte es gelingen, viel Wissenswertes von Cuca zu erfahren. Zum Beispiel, wo sich derzeit Atax herumtrieb, wo sich das

Frankenstein-Monster befand.

Und sie würde ihm auch sagen müssen, wo Silver II zu finden und wie dessen richtiger Name war. Also mußte ich den Ex-Dämon rufen.

Cuca schien das befürchtet zu haben, denn sie handelte auf der Stelle. Eine blaugraue Atemwolke flog aus ihrem Mund.

Sie überraschte mich damit. Einmal schon hatte sie mich auf diese Weise auszuschalten versucht. Damals hatte ich ihren gefährlichen Atem mit meinem magischen Ring neutralisiert, doch der Ring steckte seit geraumer Zeit nicht mehr an meinem Finger.

Cucas Atem erreichte mich und raubte mir die Besinnung!

***

Mr. Silver eilte von Raum zu Raum. Seine Fäuste bestanden in diesem Moment aus purem Silber. Er hoffte, sie gegen das Frankenstein-Monster einsetzen zu können, doch er entdeckte den Unhold nirgendwo.

Als er in die Halle zurückkehrte, war Tony Ballard verschwunden. Der Ex-Dämon nahm an, sein Freund hätte sich den Keller vorgenommen, und lief die schmale Treppe hinunter.

»Tony!«

Nichts.

»Tony!« rief er noch einmal, doch dieser antwortete nicht. Dennoch schaute der Hüne in jeden Winkel. Erst als er sicher sein konnte, daß sein Freund nicht hier unten war, begab er sich wieder nach oben.

Eine undefinierbare Wahrnehmung beunruhigte den Ex-Dämon. Er glaubte zu spüren, daß sein Freund in Gefahr war. Irgend etwas bedrohte Tony Ballard, und das paßte Mr. Silver ganz und gar nicht.

Glutpunkte tanzten in seinen perlmuttfarbenen Augen. Er konzentrierte sich auf die fremden Einflüsse und Strömungen, die ihn erreichten.

Wie in Trance bewegte er sich dabei auf die Treppe zu und stieg die Stufen hinauf. Er streckte magische Geistfühler aus, tastete damit in verschiedene Richtungen, um die Gefahr einzugrenzen.

Oben angekommen, wandte er sich automatisch nach rechts. Je weiter er kam, desto deutlicher spürte er die feindliche Kraft.

Doch plötzlich vernahm er ein gedämpftes Zischen, und im selben Augenblick riß die Verbindung ab. Die Bedrohung mußte ihn wahrgenommen und sich aus dem Staub gemacht haben.

Er ging schneller.

Und dann sah er die Beine seines auf dem Boden liegenden Freundes! Sein Gesicht überzog sich für wenige Momente mit einem silbernen Glanz. Ein Mensch wäre in dieser Situation blaß geworden.

Der Ex-Dämon reagierte eben auf eine andere Weise auf die schlimme Überraschung.

***

»Tony! Tony!«

Ich hörte das Rufen, wurde geschüttelt, und jemand ohrfeigte mich so heftig, als wollte er mir die Backenzähne ausschlagen.

Ich war wütend, wollte mich dagegen wehren, konnte mich aber nicht rühren. Ich war noch nicht einmal imstande, die Augen zu öffnen.

Und ich bekam weitere Ohrfeigen. Eigentlich geschah mir recht. Ich hatte mich von Cuca überrumpeln lassen.

C-u-c-a-! Das war das Reizwort, das mir über meine persönliche Krise half. Nicht die Ohrfeigen schafften es, sondern die Erinnerung an die Hexe.

Ich riß die Augen auf, kassierte aber noch die Ohrfeige, die sich bereits auf dem Weg befunden hatte, starrte Mr. Silver ärgerlich an und maulte: »Mußte die auch noch sein?«

»Entschuldige, Tony. Ich machte mir Sorgen um dich.«

»Deshalb verprügelst du mich?«

Ich erhob mich und dachte an den magischen Atem der Hexe. Damit hatte sie mich ausgeschaltet, und in mir brodelte deshalb eine heiße Wut.

»Wo ist sie? Hast du sie gesehen?« fragte ich den Ex-Dämon.

»Wen?«

»Cuca.«

Mr. Silver war seit Jahren nicht mehr so überrascht gewesen. »Du meinst, sie war hier? Du hast sie gesehen?«

»Ich stellte ihr einige unangenehme Fragen. Sie war nicht bereit, sie zu beantworten, deshalb wollte ich dich zu Hilfe rufen, damit du ihr ein bißchen zusetzt.«

»Warum hast du's nicht getan, Tony?«

»Weil mich diese verflixte Hexe mit ihrem magischen Atem ausschaltete, bevor ein Laut über meine Lippen kam.«

»Weißt du, daß du Glück hattest?«

Ich tippte mir an die Stirn. »Glück. Du willst mich wohl auf den Arm nehmen.«

»Sie hätte die Gelegenheit wahrnehmen und dich töten können. Vermutlich hat sie es deshalb nicht getan, weil sie spürte, daß ich hierher unterwegs war. Sie setzte sich rechtzeitig ab.« Der Ex-Dämon schüttelte den Kopf. »Cuca… Ich muß gestehen, mit einer solchen Überraschung habe ich nicht gerechnet. Sie macht bestimmt mit Atax gemeinsame Sache.«

»Das können wir als gegeben annehmen.«

»Hast du mit ihr über meinen Sohn gesprochen?«

»Ja, aber auf dem Ohr war sie besonders taub. Beim nächstenmal gibt sie vielleicht nicht einmal zu, überhaupt einen Sohn zu haben.«

Mr. Silver knirschte. »Verdammt, ich hätte sie gern in meine Gewalt bekommen.«

»Es ist noch nicht aller Tage Abend«, tröstete ich den Ex-Dämon. »Cuca wird nicht immer gegen mich so gut aussehen wie heute, darauf kannst du dich verlassen.«

»Du hättest auf sie schießen sollen«, sagte der Ex-Dämon hart.

Ich blickte ihn erstaunt an. »Empfindest du überhaupt nichts mehr für die Mutter deines Sohnes?«

»Cuca ist für mich gestorben, seit sie mich verließ und auf die schwarze Seite zurückkehrte.«

»Du kannst ihr das nicht verzeihen?«

»Nein, Tony. Das kann und will ich nicht.«

»Ist es so etwas wie verletzter männlicher Stolz?«

»Sie hat mich zu sehr enttäuscht.«

»Roxane paßt ohnedies viel besser zu dir«, sagte ich.

Die Miene des Ex-Dämons verdüsterte sich. Ich glaubte zu wissen, was in seinem Kopf jetzt vorging. Er war traurig und niedergeschlagen, weil sich Roxane so sehr verändert hatte. Es war ihm nicht mehr möglich, die Hexe aus dem Jenseits zu lieben. Er hätte gleichzeitig auch Arma geliebt, und das war für ihn undenkbar.

Arma haßte er nämlich mit jeder Faser seines silbernen Herzens.

Ein gefährliches Feuer loderte in den Augen des Silberdämons. »Ich muß Cuca erwischen, Tony. Es steht sehr viel für mich auf dem Spiel.«

Er dachte nicht nur an das Frankenstein-Monster und an Atax, die Seele des Teufels. Er dachte vor allem an Silver II.

Endlich war die Chance, etwas über seinen Sohn in Erfahrung zu bringen, in greifbare Nähe gerückt. Er wollte nicht versäumen, sie zu nutzen.

***

Er hatte sich betrunken, wie er es ankündigte.

Wie immer, wenn Ben Coltrane Kummer hatte, befand sich Jennifer Hershey an seiner Seite. Sie war Cutterin, keine aufregende Schönheit, aber ein dufter Kumpel, bei dem man sich aussprechen konnte.

Von einer Bar zur nächsten war sie mit ihm gezogen, hatte ihm keinen einzigen Scotch auszureden versucht, weil sie wußte, daß das ohnedies keinen Zweck hatte und daß sie ihn damit nur wütend gemacht hätte.

Sie war nur bei ihm, paßte auf ihn auf und hörte sich sein Gejammer an. Selbst trank sie Fruchtsäfte. So viele Vitamine hatte sie in ihrem Leben noch nicht zu sich genommen.

Soeben verließen sie wieder eine Bar. Die frische Luft wollte den Regisseur in die Knie zwingen, doch Jennifer legte sich seinen Arm über den Nacken und stützte ihn.

»Soll ich dir was verraten, Jenny?« lallte Ben Coltrane. »Ich glaube, daß unser Film gestorben ist. Thaw hätten wir ohne große Unkosten auswechseln können, aber nun ist Lauren Portofino tot. Das bedeutet, wir müßten noch mal ganz von vorn anfangen. Das finanziert Dennis de Young bestimmt nicht mehr. Peng. Aus. Vorbei. Das Projekt ist geplatzt, wir können es vergessen.«

»Wohin möchtest du jetzt gehen, Ben?« fragte die Cutterin.

Er stierte sie mit glasigen Augen an. Sein Kopf wackelte, als wäre er nicht richtig angewachsen.

»Du bist ein großartiges Mädchen, Jenny. Machst dir soviel Mühe mit mir…«

»Ich helfe dir gerne, Ben.«

Er strich mit der Hand über ihr glattes brünettes Haar. »Warum sind wir eigentlich nicht öfter zusammen, Jenny?«

»Es liegt bestimmt nicht an mir.«

»Nein«, gab er zu. »Es liegt an mir. Verdammt noch mal, ich muß mich ändern. Diese vielen Weibergeschichten müssen aufhören… Wenn ich Probleme habe, gibt es ja doch bloß eine für mich. Hör mal, Jenny, was hältst du davon, mich zu heiraten?«

Sie lächelte. Er hatte sie das schon einige Male gefragt - und immer war er so schwer betrunken gewesen wie heute.

Er bekam darauf stets die gleiche Antwort: »Frag mich noch mal, wenn du nüchtern bist, okay?«

Bisher hatte er das noch nie getan.

»Bring mich nach Hause, Jenny«, verlangte er. »Ich glaube, ich habe genug getrunken, um mit diesem ganzen Shit fertig zu werden.«

Sie schleppte ihn zu seinem Wagen, den sie schon die ganze Zeit steuerte, verfrachtete ihn auf den Beifahrersitz, und es war nicht leicht, ihn anzugurten, denn er saß nicht still, kippte immer wieder nach vorn.

Schließlich klickte der Verschluß des Sicherheitsgurts doch, und Jennifer Hershey klappte die Fahrzeugtür zu.

Dann ging sie um das Fahrzeug herum und setzte sich ans Steuer. Ben Coltrane besaß eine Villa im Londoner West End.

Die Gegend war nicht billig, aber Ben verdiente eine Menge Geld und konnte sie sich leisten. Die creme de la creme wohnte um ihn herum. Seine nächsten Nachbarn gehörten der High Snobiety der Stadt an.

Wenn sie eine Party gaben, luden sie ihn stets ein, denn ein Mann vom Film war immer ein attraktiver Aufputz für so ein Fest.

Die Cutterin fuhr zügig, aber nicht zu schnell. An und für sich hätte sie nichts dagegen gehabt, Bens Frau zu werden.

Sie hatte zwar schon zwei gescheiterte Ehen hinter sich, wäre einer dritten jedoch nicht abgeneigt gewesen. Doch sie wollte nicht, daß Ben bereute, was er im Rausch zu ihr gesagt hatte, deshalb wartete sie

weiter darauf, daß er nüchtern war, wenn er ihr den Antrag machte. Sie war sicher, daß es eines Tages dazu kommen würde. Ben würde eines Tages einsehen, daß er keinen besseren Freund als Jennifer Hershey hatte.

Sie bog in die Straße ein, in der er wohnte. Hier reihte sich eine Prachtvilla an die andere. Die meisten standen auf großen, parkähnlichen Grundstücken, waren kleine Inseln, auf die sich ihre Besitzer zurückzogen, wenn sie ihr einträgliches Tagewerk getan hatten.

Der Wagen schwenkte in die Einfahrt ein und rollte auf die große, finstere Villa zu. Jennifer Hershey ließ das Fahrzeug davor ausrollen.

»Du bist ein Engel, Jenny«, sagte der Regisseur und grinste mit feuchten Lippen.

»Ich weiß«, erwiderte die Cutterin. »Man wird mir wohl bald einen Heiligenschein verleihen.«

»Würde dir gut stehen«, sagte Ben Coltrane und kicherte. »Weißt du, wie ich mir dich vorstelle? Völlig nackt, nur diesen strahlenden Heiligenschein über dem Kopf.«

»Mit deiner schmutzigen Phantasie mußtest du Filmregisseur werden«, sagte Jennifer und löste seinen Gurt.

Als sie ausstieg, schnellten in der Nähe Zweige zusammen. Ein bleiches, grausames Gesicht verbarg sich dahinter, doch das fiel der Cutterin nicht auf. Sie hatte mit Ben Coltrane zu tun.

Es grenzte an Schwerarbeit, ihn aus dem Auto zu hieven. Als er endlich auf den Beinen stand, war es mit ihm etwas leichter.

Jennifer durchstöberte seine Taschen, suchte und fand die Hausschlüssel und brachte ihn hinein.

Draußen trat das Frankenstein-Monster aus dem Gebüsch. Das Warten hatte ein Ende. Ben Coltrane war nach Hause gekommen!

»Trinken wir noch was?« fragte der Regisseur.

»Nur, wenn du es schaffst, dir selbst einzugießen«, antwortete Jennifer Hershey.

»Das hast du raffiniert gesagt. Du meinst, ich habe für heute genug.«

»Wenn du anderer Meinung bist…«

Er winkte ab. »Nein; nein, das geht in Ordnung, Jenny. Wenn du meinst, ich soll auf meinen Schlummertrunk verzichten, bin ich artig und verzichte darauf.«

»Sehr vernünftig.«

»Bringst du mich nach oben?«

Die Cutterin blickte seufzend zur geschwungenen Treppe. Es würde nicht leicht sein, Ben da hinaufzuschaffen, doch sie war bereit, ihm auch noch diesen Freundschaftsdienst zu erweisen.

»Wir machen uns mit vereinten Kräften an den Aufstieg«, sagte der Regisseur grinsend. »Keine Bange, Jenny. Irgendwie packen wir's.«

Sie kam dabei ins Schwitzen, und als sie die letzte Stufe erreichten, verlor Ben Coltrane das Gleichgewicht. Er kippte nach hinten.

»Ben!« rief Jennifer erschrocken und krallte ihre Finger. in sein Jackett. Sie riß ihn nach vorn und verhinderte, daß er die Treppe hinunterkugelte. Er hätte sich dabei das Genick brechen können.

»Das war knapp, was?« lallte Coltrane.

»Kann man wohl sagen. Mir blieb fast das Herz stehen.«

»Oh, armes Mädchen.« Er tätschelte ihre Wange.

»Mach das nicht noch mal.«

»Ich werde mir Mühe geben. Am besten gehe ich gleich zu Bett. Was meinst du?«

»Im Bett kannst du dir wenigstens nicht den Hals brechen.«

Er kicherte. »Man kann darin aber sonst eine Menge Dinge anstellen.«

»So blau, wie du bist?«

»Warum nicht? Alkohol macht mich erfinderisch. Ich möchte, daß wir heute nacht zusammenbleiben, Baby.«

Es war nicht das erstemal, daß sie die Nacht in seiner Villa verbrachte. Diesmal würde sie nicht viel davon haben, denn Ben würde einschlafen, sobald sein Kopf auf dem Kissen ruhte.

Aber wenn er mit ihr zusammen sein wollte, hatte sie nichts dagegen. Sie verbrachte ohnedies zu viele Nächte allein.

Im Schlafzimmer stand ein großes, breites Bett. Jennifer Hershey machte Licht und sah sich mit Ben Coltrane in den vielen Spiegeln ringsherum.

Ächzend stützte sie den Regisseur noch die paar Schritte bis zum Bett. Dann drehte sie sich mit ihm und ließ ihn los.

Er plumpste wie ein Sack auf die Matratze, und seine Augenbrauen zogen sich zusammen. Ärgerlich ballte er die Hände zu Fäusten.

»Wenn ich könnte, würde ich Yapeth Thaw umbringen!« knurrte er.

»Schon gut. Leg dich hinein«, sagte Jennifer.

»Glaubst du mir nicht? Ich würde diesen Bastard eiskalt über den Haufen schießen! Ich besitze eine Pistole! Hier!« Er riß die Nachttischschublade so heftig auf, daß die darauf stehende Lampe wackelte.

Jennifer Hershey erschrak, als Ben Coltrane eine Pistole herausnahm und damit wild herumfuchtelte. Es bestand die Gefahr, daß er sie oder sich selbst verletzte.

»Tu das Ding weg, Ben!« sagte sie energisch.

»Ich würde ihm eine Kugel in den verdammten Schädel jagen, wenn ich wüßte, wo er zu finden ist. Diese ganze Scheiße verdanken wir ihm!«

»Leg die Pistole wieder in die Lade, Ben. Willst du, daß ein Unglück passiert?«

Er bleckte die Zähne. »Keine Angst, Baby. Ich kann damit umgehen.

So besoffen kann ich gar nicht sein, als daß damit ein Malheur passieren könnte. Ich war mal Meister im Pistolenschießen. Hast du meine Trophäen schon gesehen? Nein? Die muß ich dir unbedingt mal zeigen. Sie liegen im Keller in einer Vitrine.«

»Bitte«, sagte Jennifer Hershey eindringlich. »Mir machen Schußwaffen Angst. Gib sie her.«

Vorsichtig nahm sie ihm die Pistole aus der Hand, legte sie in die Lade zurück und schloß diese. Dann fing sie an, Ben Coltrane auszuziehen.

Er ließ es gern geschehen, grinste und sagte: »Du machst das so perfekt wie eine Ehefrau.«

»Immerhin war ich bereits zweimal verheiratet.«

»Da weiß man, wie man einen Mann auszieht.« Er wollte sie schnappen und küssen, doch sie wehrte ihn ab.

»Küß mich«, verlangte er.

»Später.«

Sie zog ihm das Oberhemd aus und streifte seine Schuhe ab. Als sie nach der Schnalle seines Gürtels griff, krachte es irgendwo in der Villa.

Jennifer Hershey zuckte erschrocken zusammen, richtete sich auf und fragte heiser: »Was war das?«

Ben Coltrane schnappte sich seine Waffe sofort wieder, und er wirkte in diesem Augenblick beinahe nüchtern.

»Da ist jemand in meinem Haus!«, zischte er und verließ das Bett. »Der kann was erleben!«

***

Ich rechnete nicht damit, Yapeth Thaw in seiner Wohnung anzutreffen, dennoch sahen wir uns sicherheitshalber darin um.

Ich hätte viel darum gegeben, wenn wir gewußt hätten, wo sich das Frankenstein-Monster in diesem Moment aufhielt.

Yapeth Thaw wollte sich an jenen rächen, die ihn mit Füßen getreten hatten. Mit Lauren Portofino hatte er die Serie eröffnet.

Wen würde er sich als nächsten vornehmen? Diese Frage wollte ich Dennis de Young stellen, deshalb rief ich ihn von Thaws Apparat aus an.

»Haben Sie ihn aufgestöbert, Mr. Ballard?« fragte mein Auftraggeber hoffnungsvoll.

Das Vertrauen, das er in meine Tüchtigkeit setzte, ehrte mich zwar, aber ich konnte es noch nicht rechtfertigen.

»Noch suche ich ihn«, erwiderte ich, und ich konnte mir vorstellen, daß ich den Produzenten damit enttäuschte. Aber ich konnte nicht zaubern.

»Er wird wieder morden. Er ist voller Haß, und der Pakt mit der

Hölle ermöglicht ihm eine grausame Rache.«

»Ich weiß inzwischen, wer hinter ihm steht.« Ich sagte es dem Produzenten, aber er begriff die Bedeutung dieses Bündnisses nicht. »Wenn Sie an Yapeth Thaws Stelle wären, Mr. de Young, wie würden Sie die Personen reihen, an denen Sie sich rächen wollten?«

Stille am anderen Ende. Dennis de Young überlegte kurz. Dann sagte er: »Nach Lauren Portofino vielleicht… Ben Coltrane, den Regisseur. Und anschließend Gregory Waterman, den Manager. Er soll die Absicht geäußert haben, Thaw fallenzulassen. Angeblich hatte er mit Thaw einen Streit in dessen Garderobe. Ich glaube, Coltrane und Waterman stehen ganz oben auf Yapeth Thaws Totenliste.«

Ich erkundigte mich nach den Adressen, bedankte mich für die Hilfe und legte auf. Mein Gefühl sagte mir, daß Dennis de Young recht gehabt hatte. Thaw würde sich zuerst den Regisseur vornehmen, denn der war ständig mit ihm unzufrieden gewesen und hatte andauernd auf ihm herumgehackt, wie jedermann wußte.

»Wir sollten uns trennen«, schlug ich Mr. Silver vor. »Einer kümmert sich um Ben Coltrane, der andere um Gregory Waterman. Was hältst du von diesem Vorschlag?«

Der Ex-Dämon reagierte nicht. Er starrte grimmig zum Fenster hinaus. Bestimmt dachte er an Cuca. Seit er wußte, daß sie in London war, ging sie ihm nicht mehr aus dem Kopf.

Ich schnippte mit dem Finger, um Mr. Silver auf mich aufmerksam zu machen. Er wandte sich mir zu und entschuldigte sich.

Ich wiederholte meinen Vorschlag, stieß damit aber überraschenderweise bei meinem Freund auf keine Gegenliebe.

Er sprach von diesem Spukhaus, in dem ich Cuca begegnet war, und er nahm an, daß sich sämtliche schwarze Wesen bald wieder dort einfinden würden.

Yapeth Thaw, Cuca und Atax!

Der Ex-Dämon meinte, daß er sich die Chance, Atax zu erwischen, nicht entgehen lassen dürfe. »Mit einem einzigen Schlag könnten wir sämtliche Probleme lösen, die dieser Fall aufgeworfen hat«, sagte der Hüne mit den Silberhaaren. »Und noch weitere dazu. Wenn ich mir das Höllenschwert hole und mich damit in diesem Haus auf die Lauer lege, kann ich Yapeth Thaw und Atax vernichten. Und Cuca würde mir schutzlos in die Hände fallen.«

»Und wenn die schwarzen Wesen sich dort nicht mehr blicken lassen?«

»Wir müssen es wenigstens versuchen, Tony«, sagte der Ex-Dämon eindringlich.

Atax war ein verflucht ambitionierter Gegner, der angeblich die Absicht hatte, sich mit der Hilfe zahlreicher Verbündeter zu einer Art schwarzem Gott zu machen.

Er durfte dieses Ziel nicht erreichen. Deshalb mußten wir jede Gelegenheit nützen, ihn vorzeitig zu Fall zu bringen.

Er war jetzt schon stark. Wenn er erst einmal mächtig war, würden wir ihm kaum noch etwas anhaben können. Mr. Silver hatte recht. Wir mußten versuchen, der Seele des Teufels jetzt schon den Garaus zu machen.

Mit dem Höllenschwert stand dem Ex-Dämon eine Waffe zur Verfügung, der Atax nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte.

Wir verließen das Apartment des Filmschauspielers. Mr. Silver hielt ein Taxi an und fuhr nach Hause, und ich stieg in meinen Rover, um zu Ben Coltrane zu fahren.

***

Vicky Bonney hatte zwar keine große Lust zum Arbeiten, aber sie sagte sich, daß sie die Zeit nützen mußte. Deshalb saß sie an ihrer elektronischen Schreibmaschine und verfaßte den Klappentext für ihr neuestes Buch.

Sie hatte vorgehabt, nur noch zwei bis drei Bücher im Jahr zu schreiben, um öfter mit Tony Ballard zusammen sein zu können.

Hart und verbissen hatte sie trainiert, damit sie für Tony keine Last war, wenn er sie an die vorderste Front mitnahm.

Doch dann war sie von so vielen Leuten bestürmt worden, mehr als nur maximal drei Bücher zu schreiben, daß sie sich breitschlagen ließ, einen Vertrag zu unterzeichnen, der ihrem Verleger mindestens sechs Manuskripte im Jahr sicherte.

Viermal hatte sie den Klappentext schon geändert. Er war immer noch nicht so, wie sie ihn sich vorstellte. Irgend etwas fehlte ihm noch. Er traf noch nicht hundertprozentig den Punkt.

Das Telefon läutete. Vicky schaltete die Maschine ab und griff nach dem Hörer. Als sie erfuhr, wer am anderen Ende der Leitung war, wäre ihr der Hörer beinahe aus der Hand gerutscht.

Cuca!

Vicky Bonneys Kopfhaut spannte sich. Natürlich wußte sie, wer Cuca war. Immer wieder fiel der Name in diesem Haus, und Mr. Silver brannte darauf, die Hexe, die ohne sein Wissen vor langer Zeit seinen Sohn geboren hatte, zu finden.

Cuca befand sich anscheinend in London. Oder kam der Anruf von auswärts?

»Ich begegnete heute deinem Freund Tony Ballard«, sagte die Hexe.

Vicky schluckte trocken. Sie fragte . sich, ob Tony diese Begegnung überlebt hatte, denn Cuca war eine gefährliche Gegnerin.

»Er wollte sehr viel wissen, doch ich war nicht bereit, ihm auf seine Fragen zu antworten«, sagte Cuca. »Inzwischen hatte ich Zeit, mir die Sache durch den Kopf gehen zu lassen, und ich bin bereit, wenigstens

zwei Fragen zu beantworten.«

»Tony ist nicht zu Hause«, erwiderte die Schriftstellerin.

»Ich würde die Antworten auch dir geben«, sagte die Hexe.

»Die Antworten auf welche Fragen?« erkundigte sich Vicky Bonney.

»Ihr wollt doch alle wissen, wie mein Sohn heißt und wo ihr ihn finden könnt. Darauf bin ich bereit, dir die Antworten zu geben.«

Vicky Bonneys veilchenblaue Augen weiteten sich aufgeregt. Endlich sollte dieses große Geheimnis gelüftet werden, und sie würde es als erste von Cuca erfahren.

Doch plötzlich fiel ihre Begeisterung wie ein Strohfeuer in sich zusammen. Cuca tat nichts ohne Hintergedanken.

»Wo ist der Haken?« fragte Vicky Bonney rasch.

»Es gibt keinen«, entgegnete die Hexe. »Mr. Silver denkt, seinen Sohn umdrehen zu können. Er will ihn zu einem Kämpfer des Lichts machen. Ich will, daß er von seinem eigenen Sohn eine schmachvolle Abfuhr bekommt. Er soll seinen Sohn sehen und erkennen, daß dieser sein Todfeind ist.«

Vicky leckte sich nervös die Lippen. »Wo lebt er? Wie heißt er?«

»Das sage ich dir ganz bestimmt nicht am Telefon«, erwiderte Cuca.

»Dann komm her. Ich erwarte dich.«

Die Hexe lachte. »Für wie dumm hältst du mich? Ich begebe mich doch nicht in Tony Ballards Haus! Wer weiß, wie viele weißmagische Fallen er eingebaut hat.«

Vicky wollte wissen, wie sie an die wichtige Information kommen konnte, und Cuca nannte einen nahen Park. Dort wäre sie bereit, sich mit ihr zu treffen. Ehe Vicky noch irgend etwas sagen konnte, legte die Hexe auf.

Die Schriftstellerin ließ den Hörer langsam sinken. Sie kräuselte die Nase. Es war Abend, im Park würde es dunkel sein, und irgendwo in der Finsternis würde Cuca lauern.

Das roch nach einer Falle, deshalb beschloß Vicky Bonney, sich nicht ohne Schutz zum vereinbarten Treffpunkt zu begeben.

Boram sollte sie begleiten. Wenn sie unter dem Schutz des Nessel-Vampirs stand, würde ihr Cuca nichts anhaben können.

Sie holte den weißen Vampir aus Roxanes Zimmer und erklärte ihm die Situation. Er war sofort bereit, auf die Schriftstellerin aufzupassen.

Gemeinsam verließen sie das Haus…

***

Ben Coltrane zog seine Schuhe wieder an. Jennifer Hershey zitterte. Dieses Krachen vorhin war die Folge einer ungeheuren Krafteinwirkung gewesen.

Jemand mußte die Haustür aufgebrochen haben. Da er sich nicht die Mühe machte, lautlos in das Haus einzudringen, war es ihm

wahrscheinlich egal, ob jemand von seinem Kommen wußte oder nicht.

Vielleicht wollte er sogar, daß sein Eintreffen bemerkt wurde.

Der Regisseur schlüpfte in sein Hemd, schloß es jedoch nicht, schob es auch nicht in den Hosenbund. Sein Rausch schien fast völlig verflogen zu sein.

Die Cutterin stellte sich kopfschüttelnd, mit bangem Blick, vor ihn hin. »Geh nicht hinaus, Ben. Ich fühle, daß etwas Schreckliches passiert, wenn du das Schlafzimmer verläßt.«

»Etwas Schreckliches! Ja, und zwar wird es mit dem Kerl passieren, der hier eingebrochen ist!« knurrte der Regisseur.

Er schob Jennifer zur Seite und eilte zur Tür. Mit der Waffe in der Hand trat er hinaus und ging bis zur Metallbrüstung vor.

Von dort konnte er in die großzügige Halle hinuntersehen, und die Entdeckung, die er machte, ließ sein Herz um vieles schneller schlagen.

Yapeth Thaw stand unter dem riesigen Kronleuchter. Ein großer Wunsch ging für Ben Coltrane in Erfüllung. Er hatte Gelegenheit, Lauren Portofinos Tod zu rächen.

Das Frankenstein-Monster stand reglos in der Halle. Grauenerregend sah es aus, doch Ben Coltrane empfand das nicht so.

Thaws Lider waren so tief gesenkt, daß es den Anschein hatte, er hätte die Augen geschlossen.

»Ich bin hier, du Mistkerl!« schrie Ben Coltrane aus vollen Lungen. »Hier oben!«

Jennifer trat neben den Regisseur. Als sie das Frankenstein-Ungeheuer sah, schrie sie heiser auf. Thaw hob langsam den Kopf, und seine schweren, müden Lider hoben sich ebenfalls.

Als er den Regisseur erblickte, ging ein Ruck durch seinen Körper.

»Um Himmels willen, Ben!« schrie die Cutterin aufgeregt hervor. »Er wird uns umbringen!«

»Das soll er versuchen!«

»Wir müssen uns einschließen, müssen die Polizei anrufen! Ben, wir brauchen Hilfe!«

»Ich helfe mir selbst!« knirschte der Regisseur. »Und zwar damit!« Er zeigte die Pistole.

»O Gott, er hat Lauren Portofino umgebracht, und nun will er uns…«

»Komm rauf, du verfluchter Killer!« brüllte Ben Coltrane. »Ich bin froh, daß du zu mir gekommen bist. Ich habe gehofft, daß wir uns wiedersehen!«

Das Frankenstein-Monster setzte sich in Bewegung. Mit schweren, stampfenden Schritten begab es sich zur Treppe.

Die Cutterin hatte das Gefühl, ohnmächtig zu werden. Sie wußte in ihrer Panik nicht, was sie tun sollte. Verzweifelt klammerte sie sich an

Ben Coltrane.

»Hab keine Angst«, sagte der Regisseur. »Den mache ich fertig. Du hast wirklich nichts von ihm zu befürchten.«

Starr waren die Augen des Eindringlings auf Ben Coltrane gerichtet. Bodenloser Haß flackerte in ihnen. Thaw setzte den Fuß auf die erste Stufe.

Coltrane schoß noch nicht. Er wartete. Gleich die erste Kugel sollte Thaw niederstrecken.

»Mr. Thaw!« schrie die Cutterin. »Bitte gehen Sie! Lassen Sie uns in Ruhe! Ich flehe Sie an, verlassen Sie dieses Haus!«

Das Monster ging weiter. Ben Coltrane preßte die Lippen so fest zusammen, daß sie so schmal aussahen wie zwei aufeinandergelegte Messerklingen.

Er hob die Pistole und zielte auf den verhaßten Eindringling. Er war felsenfest davon überzeugt, daß ihnen Thaw nichts antun konnte.

Immerhin befanden sich acht Patronen im Magazin. Eine davon würde diesen verfluchten Kerl bestimmt ins Jenseits befördern.

Coltrane wartete, bis Thaw die nächste Stufe erreichte, dann zog er den Stecher durch. Im selben Moment - oder einen Augenblick vorher - sank Jennifer Hershey gegen den Regisseur.

Dadurch ging der erste Schuß daneben. Die Kugel hieb knapp neben Thaws Kopf in die weiße Wand. Ein häßliches Loch war zu sehen.

Unbeeindruckt ging das Frankenstein-Monster weiter. Thaw hatte nicht einmal mit der Wimper gezuckt.

»Er denkt, ich schieße mit Platzpatronen!« schrie Ben Coltrane wütend.

»Wie im Film! Aber das ist scharfe Munition, Thaw!«

Der Regisseur löste sich von Jennifer Hershey, damit sie den nächsten Schuß nicht wieder verderben konnte. Im Beidhandanschlag zielte er auf den Eindringling.

Als er abdruckte, spie seine Waffe zum zweitenmal Feuer, und er sah, wie die Kugel ein Loch in Thaws Stirn stanzte.

Der Regisseur stieß einen Jubelschrei aus, doch plötzlich brach sein Schrei ab, denn Ben Coltrane hatte keinen Grund, zu triumphieren.

Verdattert starrte er das Frankenstein-Monster an. »Das… das gibt's nicht! Du hast ein Loch in deinem verdammten Schädel! Wieso…«

Das Ungeheuer ging weiter.

»Jenny, du siehst es doch auch! Er hat ein Loch…«

Die Cutterin bestätigte es zitternd.

»Aber wieso kann er dann weitergehen?« schrie Ben Coltrane fassungslos. »Er müßte doch tot sein! So einen Treffer überlebt kein Mensch!«

Jennifer Hersheys Augen füllten sich mit Tränen. Das Grauen war zuviel für sie. Gleich würde sie zusammenklappen. Ihre Knie wurden

immer weicher.

Noch weniger traute der Regisseur seinen Augen, als er sah, wie sich das Loch in Thaws Stirn wieder schloß. Jetzt zweifelte der Regisseur schon an seinem Verstand.

Es hakte bei ihm aus. Er konnte nicht mehr denken, nur noch schießen. Eine Kugel nach der andern jagte er durch den Lauf, und alle trafen das Monster, doch keine einzige vermochte den Unhold zu fällen.

Als die Pistole leergeschossen war, klickte der Hahn nur noch. »Warum stirbst du denn nicht?« brüllte Ben Coltrane und warf sich dem Ungeheuer entgegen, als dieses die letzte Stufe hinter sich ließ.

»Ben!« kreischte die Cutterin und fuhr sich mit gespreizten Fingern durchs Haar. Sie fürchtete mit Recht um Coltranes Leben.

Der Regisseur begriff die schreckliche Gefahr nicht, in der er sich befand. Er schlug mit der Pistole auf Thaw ein. Das Frankenstein-Monster fing den Mann ab.

Mit beiden Händen ergriff Yapeth Thaw sein Opfer. Der Regisseur schrie ohne Unterlaß. Seine Pistole lag auf den Boden, war jetzt noch viel wehrloser, als sie es mit vollem Magazin gewesen war.

Das Grauen lief vor Jennifer Hershey wie in Zeitlupe ab. Sie bekam jede Einzelheit überdeutlich und endlos lange mit.

Thaw stemmte sein Opfer hoch. Ben Coltrane wehrte sich mit wilder Verzweiflung, doch das Schicksal, das ihm Yapeth Thaw zugedacht hatte, blieb ihm nicht erspart.

Kraftvoll schleuderte das Monster den Mann über die Brüstung in die Tiefe. Das überlebte der Regisseur nicht.

Als Jennifer den Körper aufschlagen hörte, schwanden ihr die Sinne. Sie fiel rücklings durch die offene Tür ins Schlafzimmer, aber das bekam sie nicht mehr mit.

***

Ich hatte ein schmerzhaftes Würgen im Hals, als ich die aufgebrochene Tür sah, denn das bewies mir, daß ich nicht vor dem Frankenstein-Monster eingetroffen war.

In der Villa herrschte Totenstille. Das gefiel mir nicht. Ich zog den Colt Diamondback und trat ein. Nach drei Schritten entdeckte ich Ben Coltrane.

Die Art, wie er dalag, ließ mich befürchten, daß er nicht mehr lebte. Ich eilte zu ihm, war aber auf der Hut, damit es mir nicht so erging wie dem Regisseur.

Mißtrauisch blickte ich mich um.

Die Flamme meines Argwohns wurde aber durch nichts genährt. Ich schaute mir den Mann kurz an und bekam meine Befürchtung bestätigt. Für Ben Coltrane kam jede Hilfe zu spät.

Wut rumorte in meinen Eingeweiden, und plötzlich drang ein verräterisches Geräusch an mein Ohr!

Sofort zuckte ich hoch, und mit wenigen Schritten war ich bei der Treppe. Ich lief sie hinauf, denn das Geräusch bedeutete für mich, daß sich das Frankenstein-Monster noch in der Villa befand.

Ich bemerkte ein Schußloch in der Mauer und entdeckte im Obergeschoß eine Pistole, die ich mir hastig ansah. Das Magazin war leer.

Ben Coltrane hatte demnach höchstwahrscheinlich acht Kugeln auf seinen Mörder abgefeuert. Dennoch hatte er nicht verhindern können, daß Thaw ihn tötete.

Er hatte nicht wissen können, daß man Yapeth Thaw mit gewöhnlichen Kugeln nichts anhaben konnte. Mit geweihten Silberkugeln sahen die Chancen weit besser aus.

Die wollte ich dem Frankenstein-Ungeheuer in den Pelz brennen!

Aufmerksam blickte ich mich um, die leergeschossene Waffe ließ ich achtlos fallen. Das schwarze Mündungsauge meines Colt Diamondbacks folgte meinem Blick.

Keine Spur von Thaw. Dafür torkelte mir aus einem der Zimmer ein brünettes Mädchen entgegen. Leichenblaß, zitternd. Das Haar hing ihr wirr ins Gesicht. Tränen glitzerten auf ihren Wangen, und in ihren Augen war ein Ausdruck tiefer Fassungslosigkeit.

Sie streckte mir ihre zitternden Hände entgegen. »Helfen… Sie… mir«, seufzte sie.

Ich eilte zu ihr und fing sie auf, bevor sie zusammensackte. Stockend berichtete sie mir, was sie erlebt hatte. Ich konnte verstehen, daß sie das umwarf.

Ich führte sie in Ben Coltranes Schlafzimmer, wo sie sich auf die Bettkante niederließ.

»Ich kam eben zu mir«, flüsterte sie. »Wo ist Thaw?«

»Ich nehme an, er hat getan, weswegen er herkam, und verließ anschließend die Villa.«

»Warum hat er mich nicht ebenfalls…«

»Waren Sie jemals hartherzig, gemein zu ihm? Haben Sie ihn verachtet?«

»Nein. Ich kannte ihn kaum.«

Ich nickte. »Deshalb ließ er Sie am Leben. Er hält sich an die, die ihn zum Fußabstreifer degradierten. An ihnen rächt er sich. Wahrscheinlich ist sein Manager sein nächstes Opfer.«

»Ben hat auf ihn geschossen. Nur eine Kugel ging daneben. Wieso starb Thaw nicht?«

Ich verzichtete darauf, eine umfassende Erklärung zu geben. Dazu war jetzt keine Zeit. Ich fragte das Mädchen nach ihrem Namen.

Sie nannte ihn mit brüchiger Stimme. »Hören Sie, Miß Hershey«,

sagte ich rasch, »Glauben Sie, daß Sie die Kraft haben, allein hierzubleiben? Thaw kommt bestimmt nicht wieder. Sie haben also nichts zu befürchten. Ich muß zu Gregory Waterman.«

Jennifer Hershey nickte. »Gehen Sie. Ich komme hier schon irgendwie zurecht.«

»Rufen Sie die Polizei an.«

»Ja«, sagte sie dünn. »Gehen Sie, und verhindern Sie, daß Thaw noch einen Menschen umbringt.«

»Wissen Sie zufällig Watermans Telefonnummer?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Macht nichts. Ich beschaff sie mir anderswo.«

Als ich aus dem Zimmer eilte, hörte ich das Mädchen verzweifelt schluchzen. Auf halber Treppe hörte ich, wie sie mit spröder Stimme fragte: »Hallo, ist dort die Polizei…?«

Ich rannte die restlichen Stufen hinunter. Jede Minute war kostbar, deshalb versuchte ich auch nicht, Gregory Waterman über den Apparat des toten Regisseurs zu erreichen.

Ich hatte im Rover ein Telefon und konnte mit dem Manager auch während der Fahrt sprechen. Zuerst brauchte ich aber seine Nummer.

Die sollte mir Dennis de Young geben. Ich rief den Filmproduzenten an, während ich mich auf dem Weg zu Waterman befand.

»Ben Coltrane ist tot«, sagte ich.

»Das habe ich befürchtet«, erwiderte Dennis de Young nach einigen Schweigesekunden.

»Jetzt zweifeln Sie wahrscheinlich daran, ob es richtig war, mich zu engagieren«, bemerkte ich. »Aber Yapeth Thaw ist nicht bloß irgendein Mörder. Ein gefährlicher Dämon hält schützend die Hand über ihn.«

»Hoffen Sie, ihn überhaupt stoppen zu können?«

»Ich hätte den Auftrag nicht angenommen, wenn ich mich von vornherein für chancenlos gehalten hätte, Mr. de Young.«

»Meine Reihung scheint richtig zu sein. Zuerst Ben Coltrane… nun Gregory Waterman…«

»Aus diesem Grund rufe ich Sie an. Ich brauche dringend Watermans Nummer. Ich muß den Mann warnen. Wissen Sie sie auswendig? Wenn nicht, sehen Sie im Telefonbuch nach.«

»Ich habe ihn in meinem privaten Verzeichnis. Einen Augenblick, Mr. Ballard.«

Ich hörte, wie die Telefonkladde aufklappte, und dann bekam ich die Telefonnummer des Managers. Ich bedankte mich und beendete das Gespräch.

Kurze Zeit erforderte der Straßenverkehr meine ganze Konzentration. Dann wählte ich Watermans Nummer.

Besetzt!

»Mist!« schimpfte ich.

Aber zwei Minuten später hatte ich den Manager dran. Ich erklärte ihm, wer ich war, welche Aufgabe ich übernommen hatte, was Ben Coltrane widerfahren war und was höchstwahrscheinlich nun ihm bevorstand.

Ich verlor keine Silbe über schwarze Magie, stellte die Lage so dar, als hätten wir es mit einem geistesgestörten Killer zu tun. Alles andere hätte mir Gregory Waterman auf die Schnelle sowieso nicht abgenommen.

»Sie glauben, daß er sich auf dem Weg zu mir befindet, Mr. Ballard?« fragte der Manager nervös.

»Er haßt Sie, weil Sie ihn hart angefaßt haben.«

»Ich hätte ihn zum Teufel jagen sollen, als er wieder bei mir anklopfte.«

»O ja, da wäre Ihnen einiges erspart geblieben.«

»Ich… ich hau' sofort ab!«

»Das halte ich für keine gute Idee«, sagte ich. »Vielleicht ist Thaw bereits in Ihrer Nähe.«

»Das hat man davon, wenn man ein zu weiches Herz hat! Jetzt will dieser Verrückte mich umbringen!«

»Schließen Sie sich ein. Ich bin bereits auf dem Weg zu Ihnen. Machen Sie niemandem auf.«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

Ich fuhr schneller, um dieses Wettrennen mit Thaw, dem Monster, zu gewinnen. Noch einen Mord durfte das Ungeheuer nicht verüben. Mich durchtobte schon wegen des Mordes an Ben Coltrane die kalte Wut.

Mein Herz krampfte sich bei dem Gedanken zusammen, ich könnte zur falschen Adresse unterwegs sein. Niemand konnte wissen, ob Thaw sich tatsächlich den Manager als nächsten vornehmen würde.

Das Frankenstein-Monster konnte sich genausogut für jemand anders entschieden haben. Ich konnte nur hoffen, daß dies nicht der Fall war.

Ich bog in die Shoreditch High Street ein. Die Reifen meines Wagens jaulten, einige Passanten drehten sich um und blickten mir kopfschüttelnd nach.

Sollten sie. Sie hatten nicht meine Sorgen.

Ich erreichte die Kingsland Road. Nun hatte ich mein Ziel schon fast erreicht. Ich hoffte, daß sich Gregory Waterman noch bester Gesundheit erfreute und nicht von einem Ungeheuer bedroht wurde, das Atax, die Seele des Teufels, geschaffen hatte.

Für meinen Rover suchte ich nicht lange einen Parkplatz. Ich ließ den Wagen stehen, wo es einigermaßen zu verantworten war, und stürmte in ein Haus, hinter dem Bahngleise in nördlicher Richtung vorbeiführten.

Im ersten Stock klopfte ich an eine Mahagonitür. Als niemand darauf reagierte, sagte ich mir, daß ich auch diesmal zu spät gekommen sein mußte…

***

Auch in Paddington, in der Chichester Road, drückte jemand auf einen Klingelknopf. Es war Cuca!

Sie hatte Vicky Bonney aus dem Haus gelockt, hatte diese mit Boram weggehen sehen und wußte, daß sich im Moment nur Roxane im Haus befand.

Einst war Roxane ihre Nachfolgerin gewesen, und Cuca hatte die Hexe aus dem Jenseits deswegen gehaßt, denn sie hatte die Hoffnung nie aufgegeben, Mr. Silver zurückgewinnen zu können.

Doch Roxane bedeutete dem Ex-Dämon zuviel. Cuca mußte erkennen, daß der Silberdämon für sie verloren war, wenn mit Roxane nichts Einschneidendes passierte, und sie hoffte lange, daß Mago, der Jäger der abtrünnigen Hexen, Roxane erwischte.

Cuca überlegte sich auch, was sie selbst tun konnte, um die Rivalin auszuschalten. Als sie erfuhr, daß Roxane entführt und zur Hälfte zu Arma gemacht worden war, wußte sie, daß die Hexe aus dem Jenseits kein Problem mehr für sie war.

Die Sache hatte sich ohne Cucas Zutun in ihrem Sinn geregelt. Mr. Silver hatte Roxane verloren. Das Mädchen, das heute in Tony Ballards Haus wohnte, konnte er nicht mehr lieben.

Deshalb sah Cuca auch keinen Grund mehr, Roxane nach dem Leben zu trachten. So, wie die Hexe aus dem Jenseits jetzt war, konnte sie für immer bleiben, dagegen hatte Cuca nichts.

Im Gegenteil, sie wollte sogar erreichen, daß Arma in Roxane die Oberhand bekam. Mit Atax' Kraft ließ sich das unter Umständen bewerkstelligen.

Die Tür öffnete sich, und die beiden Hexen standen einander gegenüber. Roxane erschrak, als sie Cuca erkannte, denn sie wußte, daß sie eine Todfeindin vor sich hatte. Und ihr war auch klar, daß sie der Gegnerin rettungslos ausgeliefert war, denn sie konnte ihre magischen Fähigkeiten nicht mehr aktivieren.

Hastig wollte sie zurücktreten und die Tür zuwerfen, doch das ließ Arma nicht zu. Der Zauberin war dieser Besuch äußerst willkommen. Sie erhoffte sich von Cuca und deren Verbündetem Atax Hilfe.

Arma haßte es zwar, sich in einem fremden Körper zu befinden, aber wenn sie diesen beherrschen konnte, würde sie irgendwann selbst zum Tal der fremden Gesichter aufbrechen und dafür sorgen, daß sie ihr altes, gewohntes Aussehen wiedererlangte.

Blitzschnell hemmte Arma die Hand der Hexe aus dem Jenseits. »Cuca«, sagte sie freundlich. »Es ist mir eine Freude, dich zu sehen.«

Arma glaubte zu spüren, daß ihr Cucas bloße Anwesenheit immerhin soviel Kraft verlieh, daß sie Roxane unterdrücken konnte.

»Du hast den Zeitpunkt für deinen Besuch gut gewählt«, bemerkte Arma. »Es ist niemand im Haus.«

Cuca lachte. »Ich habe dafür gesorgt, daß Vicky Bonney fortging.«

»Raffiniert. Sie nahm Boram zu ihrem Schutz mit, und nun ist keiner da, der auf mich aufpaßt.«

Roxane kämpfte wütend und verzweifelt, aber Arma ließ sie nicht aufkommen. Cuca und die Zauberin unterjochten die unglückliche Hexe aus dem Jenseits. Roxane gehorchte ihr Körper nicht mehr. Ihre Gedanken und das, was sie sagte, wurden von Arma bestimmt. Sie war nicht imstande, es zu verhindern.

»Ich möchte, daß du mich zu Atax begleitest«, sagte Cuca.

Roxane wollte ablehnen, doch Arma sagte: »Sehr gern.«

Cuca triumphierte. Sie sah jetzt schon eine neue Verbündete für Atax in Arma. Noch war sie als schwarze Streiterin wertlos, aber vielleicht wußte die Seele des Teufels, wie sich das ändern ließ.

»Komm«, sagte Cuca, und Arma warf einen Blick zurück, als würde sie für immer Abschied nehmen. Dann trat sie aus dem Haus und ging mit der Hexe, der sie sich viel mehr zugetan fühlte als Tony Ballard und seinen Freunden.

***

Mr. Silver wandte sich an den Taxifahrer. »Warten Sie hier. Ich komme gleich wieder.«

Der Chauffeur musterte den Ex-Dämon und überlegte, ob er ihm trauen konnte. Der letzte Fahrgast, der gesagt hatte, er solle auf ihn warten, war in einem Haus mit zwei Eingängen verschwunden. Er hatte ihn nicht wieder gesehen. Deshalb war er vorsichtig geworden.

Aber der Hüne machte einen vertrauenerweckenden Eindruck, deshalb nickte er und sagte: »Okay.«

Der Ex-Dämon stieg aus und begab sich in das Haus. Kaum hatte er die Tür zugeklappt, da merkte er, daß irgend etwas nicht stimmte.

Diese perfekte Stille war nicht normal. Das Haus wirkte wie ausgestorben, und das weckte sofort das Mißtrauen des Ex-Dämons.

»Ist keiner zu Hause?« rief er.

Er bekam keine Antwort.

»Vicky! Roxane! Boram!«

Nichts.

Mr. Silver rannte durch das Haus. Er öffnete sämtliche Türen, schaute auch im Obergeschoß nach. Es war tatsächlich niemand da.

Das beunruhigte ihn so sehr, daß er es für wichtig erachtete, Tony Ballard zu informieren. Er eilte zum Telefon und wählte die Nummer des Autoanschlusses, doch Tony hob nicht ab.

Mr. Silver hoffte, daß sich daraus nicht neue Komplikationen ergaben. Viele plausible Erklärungen fielen ihm dafür ein, daß das Haus vorübergehend leer war, aber keine wollte ihm so recht gefallen.

Er verdrängte den Argwohn und besann sich des Grundes, weshalb er heimgekommen war. Er begab sich zum magisch gesicherten Safe, der sich nur mit Silbermagie öffnen ließ.

Einmal hatte sich Mago das Höllenschwert mühelos geholt, weil der Ex-Dämon es verabsäumt hatte, diese wertvolle Waffe wirkungsvoll zu sichern.

Ein zweitesmal würde dem Jäger der abtrünnigen Hexen das nicht gelingen. Mr. Silver stellte sich vor den Safe und legte seine Hände auf die oberen vorderen Ecken.

Er stellte seine Magie gewissermaßen auf eine bestimmte Frequenz ein, und auf diese sprach der Tresor an. Es hatte den Anschein, ein Unsichtbarer würde sich am Safe zu schaffen machen.

Im Innern der Panzertür bewegten sich Rädchen und Mechanismen, lösten sich Sperren, und im Handumdrehen ließ sich die dicke Stahltür öffnen.

Mr. Silvers Blick fiel auf das U-N-A-Ornament, das im Moment nicht mehr wert war, als das Gold wog. Aber eines Tages würden diese drei Golddrittel einen unschätzbaren Wert haben, nämlich dann, wenn sie den Plan gefunden hatten, mit dem sich Loxagons Grab finden ließ.

Der Ex-Dämon griff nach einem braunen Lederfutteral. In ihm steckte das Höllenschwert, diese starke Waffe mit dem gefährlichen Eigenleben.

Wer nicht die Willenskraft aufbrachte, sich das Höllenschwert Untertan zu machen, wurde von diesem getötet.

Mr. Silver schloß die Tür, sicherte sie wieder und verließ das Haus. Der Taxifahrer wiegte den Kopf. »Sie waren aber lang aus.«

»Dachten Sie, ich wollte Sie um den Fahrpreis prellen?«

»Das nicht«, sagte der Chauffeur, aber genau das hatte er schließlich doch befürchtet. »Aber die Uhr lief inzwischen weiter.«

»Ich denke, einmal im Leben kann man sich das leisten«, gab der Ex-Dämon zurück und nannte die Adresse, wo er nun hingebracht werden wollte.

Als sie dort ankamen, machte der Taxifahrer kein besonders begeistertes Gesicht. Rechts ein uralter, verwahrloster Friedhof. Links ein gespenstisches Haus, in das ihn keine zehn Pferde hineingebracht hätten.

»Sind Sie sicher, daß Sie hierher wollen?« fragte er nervös.

Und wie Mr. Silver sicher war. Er rechnete ganz fest damit, aus diesem Spukhaus eine Falle für Atax und seine Komplizin Cuca machen zu können.

Bei Atax würde er nicht lange fackeln. Ihn würde er sofort mit dem

Höllenschwert attackieren. Cuca hingegen würde er nicht sofort vernichten, denn von ihr wollte er zuerst noch etwas eminent Wichtiges erfahren.

Aber hinterher… Einen Moment zweifelte er daran, ob er es fertigbringen würde, auch sie zu töten, schließlich hatte sie ihm einmal sehr viel bedeutet.

Aber dann sagte er sich, daß Cuca eine gefährliche Feindin war, die man unschädlich machen mußte, damit sie der Hölle nicht zu weiteren Erfolgen verhelfen konnte.

Ein grimmiger Ausdruck huschte kurz über die markanten Züge des Ex-Dämons. Auch Cuca sollte das Höllenschwert zu spüren kriegen. Sie hatte keine andere Behandlung verdient.

Eine Hexe wie sie zu verschonen, wäre ein sehr großer Fehler gewesen, der sich postwendend rächen konnte. Deshalb würde ihn Mr. Silver nicht begehen.

Er bezahlte, was der Taxifahrer verlangte, gab ein großzügiges Trinkgeld und stieg aus. Der Chauffeur trachtete, so rasch wie möglich von hier fortzukommen, denn dieser Ort war ihm nicht geheuer.

Mr. Silver wandte sich mit finsterem Blick dem unheimlichen Haus zu. Er hängte sich das Futteral um, trug das Schwert auf dem Recken, und zwar so, daß der Griff der Waffe ein Stück über seine linke Schulter ragte.

Wenn er Glück hatte, brauchte er nicht lange auf Atax und dessen schwarze Komplizin zu warten, und vielleicht traf auch das Frankenstein-Monster in Kürze hier ein.

Vielleicht befand sich bereits ein Teil des schwarzen Trios im Haus. Der Ex-Dämon wünschte sich das. Mit großen Schritten begab er sich zum Eingang.

Angespannt betrat er das Gebäude, jederzeit bereit, das Schwert zu ziehen und zu kämpfen.

***

Vicky Bonney wartete ungeduldig. Boram befand sich nicht bei ihr. Er hatte sich zwischen Büschen versteckt, damit Cuca ihn nicht sah.

Er würde nur dann in Erscheinung treten, wenn Vicky es wünschte oder wenn er sah, daß sie Hilfe brauchte. Die Dunkelheit war in dem kleinen Park fast undurchdringlich.

War Cuca auch irgendwo verborgen?

Vicky spielte nervös mit dem Verschluß ihrer Handtasche, in der sich ihre vierläufige Derringer-Pistole befand.

Die kleine Waffe war mit geweihten Silberkugeln geladen, und Vicky Bonney würde sie bedenkenlos gegen Cuca einsetzen, wenn diese ein falsches Spiel zu spielen versuchte.

Sie überlegte sich, ob sie es riskieren konnte, Cuca

gefangenzunehmen. Allein hätte sie das nicht geschafft, aber sie hatte Boram als Joker in der Hinterhand.

Mit seiner Hilfe mußte es möglich sein, die Hexe zu überwältigen. Was weiter mit ihr geschehen sollte, würde dann Mr. Silver entscheiden müssen.

Er hatte ein Recht auf diese Entscheidung. Schließlich war Cuca die Mutter seines Sohnes. Vicky hoffte, daß Vater und Sohn einander nun bald begegnen würden.

Cuca konnte die Weichen stellen, wenn sie den richtigen Namen von Silver II verriet und auch sagte, wo der junge Silberdämon lebte.

Vicky Bonney blickte auf ihre Uhr. Seit dem Anruf der Hexe waren zwanzig Minuten vergangen. Wie lange sollte sie noch warten?

Hatte es sich Cuca anders überlegt? Würde sie nicht kommen? Vicky fröstelte leicht und rieb sich die Arme.

Da vernahm sie hinter sich plötzlich eine rasche Bewegung. Cuca! durchzuckte es sie, und sie drehte sich hastig um, doch sie sah nicht die Hexe, sondern zwei junge Männer.

Beide hatten glasige Augen und einen Whiskyatem, der auf zehn Meter gegen den Wind wahrzunehmen war.

Ein Mädchen allein in einem finsteren Park, das war eine Gelegenheit, die sie sich nicht entgehen lassen wollten.

In ihren Augen bettelte Vicky Bonney ja geradezu darum, daß sie sich ihrer annahmen.

»O Mann, ist das eine heiße Braut!« sagte der eine.

»Und sie wartet sehnsüchtig auf uns, Frank.«

Frank grinste Vicky breit an. »Ist das wahr, was Ollie sagt; Puppe?«

»Verschwindet!« entgegnete die Schriftstellerin barsch.

»Hast du gehört, Frank? Du sollst 'ne Flitze machen. Sie will mit mir allein sein«, sagte Ollie.

»Also mir war, als hätte sie uns beide gemeint«, bemerkte Frank.

»Mich auch? Das kann sie mir doch nicht antun. Baby, ich war drei Jahre im Knast. Ich hab' 'ne Menge nachzuholen.«

Vicky dachte an Boram. Sie brauchte keine Angst vor diesen Typen zu haben, denn wenn es brenzlig wurde, genügte ein kurzer Ruf, und schon war der Nessel-Vampir zur Stelle.

Aber die sportliche Schriftstellerin glaubte auch ohne Borams Hilfe auskommen zu können.

»Ein Küßchen in Ehren kann niemand verwehren«, sagte Ollie und spitzte die Lippen.

Vicky Bonney wich zurück. »Macht, daß ihr fortkommt, sonst könnt ihr was erleben.«

»Genau darauf sind wir scharf, Lady. Wir würden mit dir sehr gern was Aufregendes erleben«, sagte Frank.

»Nun komm schon, zier dich nicht so. Du bist doch in diesen Park

gekommen, damit etwas passiert, oder?« sagte Ollie. »Gib Küßchen! Frank schaut solange weg, okay?«

Ollie versuchte ihr einen Kuß zu rauben. Was er bekam, war eine schallende Ohrfeige, die wie Feuer auf seiner Wange brannte.

Frank kicherte dümmlich.

»Verdammt, du hast sie wohl nicht alle!« ärgerte sich Ollie. »Du kannst mir doch nicht einfach eine runterhauen! Frank, halt sie fest! Und halt ihr den Mund zu. Jetzt werden wir der Kleinen mal zeigen, was für Klassemänner es gibt.«

»Aber laß mir was übrig.«

»Klar, du kommst nicht zu kurz, Kumpel.« Ollie starrte die blonde Schriftstellerin mit unverhohlener Gier an. »Jetzt wirst du Augen machen«, kündigte er an, doch er irrte sich gewaltig.

Nicht Vicky Bonney machte Augen, sondern Frank und Ollie.

Sie holte ihre Derringer-Pistole aus der Handtasche, trat zwei Schritte zurück, um die Männer gut im Auge zu haben, und sagte schneidend: »Wer was von mir will, kann sich eine Kugel einfangen!«

Das ernüchterte die beiden schlagartig. »Komm, Frank, wir verduften«, brummte Ollie schließlich. »Die hat Haare auf den Zähnen!«

Sie machten sich aus dem Staub, und für Vicky Bonney war dieser Sieg eine ungeheure Genugtuung. Erst als die Männer nicht mehr zu sehen waren, erschien Boram.

»Du hast dich großartig geschlagen«, sagte der weiße Vampir.

Vicky schmunzelte stolz. »Gelernt ist gelernt. Man darf hübsche Mädchen eben nicht unterschätzen. Das wird diesen Typen eine Lehre sein.«

Da sie nicht mehr damit rechnete, Cuca zu sehen, schlug sie vor, nach Hause zurückzukehren. Boram bedauerte das. Er hätte gern seine Kraft mit jener der Hexe gemessen.

Daheim angekommen, schickte Vicky den Nessel-Vampir wieder zu Roxane, doch Boram erschien nach wenigen Augenblicken wieder und meldete, daß Roxane das Haus verlassen hatte.

Vicky spürte eine heiße Wut in sich aufsteigen. Sie fühlte sich von Cuca ausgetrickst. »Der Anruf der Hexe scheint nur dazu gedient zu haben, mich aus dem Haus zu locken!« fauchte die Schriftstellerin. »Cuca muß damit gerechnet haben, daß ich mich nicht ohne Schutz in den Park begeben würde, und Roxane war allein hier… Ich muß das sofort Tony sagen.«

Vicky wählte Tony Ballards Autoanschluß, doch ihr Freund meldete sich nicht. Langsam ließ sie den Hörer sinken.

Sie blickte den weißen Vampir ratlos an. »Was soll ich jetzt tun, Boram?«

Der Nessel-Vampir zuckte mit den Schultern. Er wußte auch keinen

Rat.

***

War dem Frankenstein-Monster auch Gregory Waterman zum Opfer gefallen?

Ich drückte lange auf den Klingelknopf neben der Tür und mir fiel ein Stein vom Herzen, als sich hinter der Tür eine zaghafte, ängstliche Stimme meldete.

»Wer ist da?«

»Tony Ballard«, sagte ich, und da ich damit rechnete, daß der Manager mich durch den Türspion musterte, wies ich meine Lizenz vor.

Daraufhin rasselten Ketten, klapperten Riegel, klackten Schlösser. Watermans Tür war gut gesichert. Nicht nur wegen Yapeth Thaw.

Er sah mich mit seinen Quallenaugen an und seufzte erleichtert. »Dem Himmel sei Dank, Mr. Ballard. Kommen Sie herein. Thaw läuft wirklich Amok? Als ich von Ihnen hörte, daß er Ben Coltrane umgebracht hat, war mir klar, daß er auch zu mir kommen würde. Vielleicht war es falsch, ihn so schlecht zu behandeln, aber er forderte es irgendwie heraus.«

Der Manager rückte sich seine Hornbrille zurecht. Seine Wohnung war Büro und Apartment in einem. Auf meinen Wunsch zeigte er mir sämtliche Räume. Es war vorläufig noch alles in Ordnung.

»Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie sich meiner annehmen, Mr. Ballard«, sagte Waterman. Wir nahmen im Living-room Platz.

Er wollte mir einen Drink anbieten, doch ich lehnte ab. Sollte sich das Frankenstein-Ungeheuer hier blicken lassen, mußte ich topfit sein. Alkohol hätte meine Reaktionsfähigkeit beeinträchtigt.

»Ich kann das alles nicht begreifen«, sagte der Manager. »Ein bißchen verrückt war Yapeth Thaw ja immer schon, aber ich hätte nie gedacht, daß er mal komplett durchdrehen würde. Und dann wird er auch noch zum Killer… Mr. Ballard, ich bin bereit, zu bezahlen, was Sie verlangen, wenn Sie mir ab sofort Ihren Schutz gewähren.«

»Sie bekommen meinen Schutz gratis«, erwiderte ich. »Ein seriöser Privatdetektiv kassiert für ein und dieselbe Arbeit nicht zweimal. Ich wurde von Dennis de Young engagiert und bezahlt. Deshalb sind für Sie alle Leistungen frei.«

»Ich würde furchtbar gern von hier verschwinden. Wissen Sie nicht ein gutes Versteck für mich?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß Sie irgendwo ganz sicher vor Thaw wären. Wenn wir jetzt das Haus verlassen, kann er uns folgen, ohne daß wir es merken. Dann ist das Versteck genausoviel oder -wenig wert wie dieses Apartment.«

»Aber hier komme ich mir vor wie auf einem Präsentierteller«, sagte

der Manager kleinlaut.

»Ich bleibe bis auf weiteres bei. Ihnen. Beruhigt Sie das?«

»Einigermaßen.« Waterman erhob sich mit der Bemerkung, wenn ich schon nichts trinken wolle, so müsse wenigstens er seine überreizten Nerven in einem doppelten Scotch baden.

Ich hatte nichts dagegen. Gregory Waterman begab sich zur Hausbar, die sich in der Nähe des Fensters befand.

Plötzlich tauchte draußen eine massige Gestalt auf.

»Waterman!« schrie ich.

Glas klirrte, und dann war im wahrsten Sinne des Wortes der Teufel los. Das Frankenstein-Monster wuchtete sich herein. Der Manager stieß einen entsetzten Schrei aus, ließ Glas und Flasche fallen, war unfähig, sich mit einigen weiten Sätzen in Sicherheit zu bringen.

Wie vor den Kopf geschlagen stand er da. Ich sprang auf und riß meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter.

Bevor sich Thaw den Manager krallte, stürzte er einen hohen Bücherschrank um. Ich versuchte wegzukommen, schaffte es aber nicht.

Das Ding begrub mich unter sich. Harte Fächerkanten schlugen mir blaue Flecken. Ich preßte die Zähne zusammen und ignorierte den Schmerz.

Wieder brüllte Waterman, und ich bemühte mich, mich so rasch wie möglich freizukämpfen. Der Manager hatte großes Vertrauen zu mir gehabt, und nun war er dem Frankenstein-Monster doch schutzlos ausgeliefert.

Was sich in Watermans Reichweite befand, schleuderte er dem grauenerregenden Killer entgegen. Thaw schlug alles unwillig zu Boden, stampfte näher und griff nach dem Mann.

»Mr. Ballard!« schrie der Manager verzweifelt. »Helfen Sie mir!«

Zentimeter um Zentimeter schob ich mich unter dem schwerem Regal hervor. Den Colt hielt ich immer noch in der Faust.

Als Thaw sein Opfer mit sich zerrte, schoß ich auf gut Glück, und die geweihte Silberkugel erwischte das Frankenstein-Monster an der Hüfte.

Thaw stieß ein ohrenbetäubendes Gebrüll aus und ließ den Manager los. Gregory Waterman ergriff verstört die Flucht, und mir gelang es endlich, freizukommen.

Das Frankenstein-Ungeheuer wollte sich Waterman wiederholen. Als es aber sah, daß ich auf die Beine sprang, begriff es, daß es zuerst etwas gegen mich unternehmen mußte.

Es stemmte das Sofa, auf dem ich vorhin gesessen hatte, an einer Seite hoch und schleuderte es mir entgegen. Ich sprang nach rechts und schoß, doch diesmal verfehlte die Kugel knapp ihr Ziel.

Dennoch erkannte Thaw, daß ihm Gefahr drohte, und er scherte sich

sofort nicht mehr um den Manager, sondern humpelte zum Fenster zurück, durch das er so überraschend in das Büro-Apartment gelangt war.

Als ich den Stecher erneut durchzog, sprang Yapeth Thaw und brachte sich damit aus der Flugbahn meiner Kugel, doch so billig sollte er mir nicht davonkommen.

Um Gregory Waterman brauchte ich mich nicht zu kümmern, dem ging es den Umständen entsprechend gut, und es war in seinem Sinn, daß ich mich nicht länger bei ihm aufhielt, sondern alle Anstrengungen unternahm, das Frankenstein-Monster unschädlich zu machen.

Ich rannte zum Fenster, übersprang all das, was Waterman dem schwarzen Killer entgegengeworfen hatte. Ein dumpfes Poltern und Rollen erfüllte die Wohnung seit einigen Sekunden.

Als ich das Fenster erreichte, sah ich einen Güterzug, und auf einem Berg schwarzer Kohle lag Yapeth Thaw. Wenn das Frankenstein-Monster nicht entkommen sollte, mußte ich den Sprung auf den fahrenden Güterzug ebenfalls wagen, und ich zögerte auch nicht.

Wie ein Stuntman kam ich mir vor, als ich im ersten Stock aus dem Fenster sprang. Wenn ich den Sprung nicht gut berechnet hatte, konnte ich zwischen zwei Waggons landen.

Dann machten die Räder Hackfleisch aus mir!

Mir war, als würde der Fall eine kleine Ewigkeit dauern. Dann hatte ich Kontakt mit dem Waggondach, und der Aufprall wollte mir die Beine in den Bauch rammen, doch dem beugte ich wie ein Fallschirmspringer vor, indem ich sofort rückwärts abrollte.

Sekunden später lag ich flach auf dem Bauch. Wohin Yapeth Thaw jetzt auch fuhr, ich war dabei. Doch mit diesem Bewußtsein begnügte ich mich nur kurze Zeit. Dann beendete ich die Verschnaufpause und richtete mich auf.

Der Waggon schwankte leicht unter meinen Füßen. Ich ging breitbeinig wie ein Matrose bei Windstärke zehn und sprang von Waggondach zu Waggondach.

Das Frankenstein-Monster war angeschossen. Ich wollte ihm den Rest geben, doch der Kohlenwaggon lag noch weit vor mir.

Wir näherten uns einem Tunnel, und ich machte mich sicherheitshalber flach. Sobald wir das finstere Loch passiert hatten, stand ich wieder auf und lief weiter.

Ein weiterer Sprung - und ich landete auf dem Kohlenberg. Wieder rollte ich ab und richtete mich vorsichtig auf.

Doch hier drohte mir keine Gefahr mehr, denn Yapeth Thaw hatte den Güterzug kurz nach dem Tunnel verlassen. Er war abgesprungen. Ich sah ihn auf allen vieren einen steilen Hang hinauf kriechen und flankte sofort über die Bordwand und landete ziemlich unsanft in

verfilztem Gestrüpp.
Die Dunkelheit verschluckte das Frankenstein-Monster, und ich befürchtete, den Killer völlig aus den Augen verloren zu haben.
Zornig wehrte ich mich gegen diese schlechteste aller Möglichkeiten und bemühte mich, die Stelle, wo ich Thaw zuletzt gesehen hatte, so schnell wie möglich zu erreichen.
Vor mir befand sich eine schmale Straße, die sich zu einem Hügel hinaufkrümmte. Links und rechts nackte Mauern.
Ich kämpfte verbissen um den Erfolg. So groß war der Vorsprung des Monsters nicht, daß ich keine Chance hatte, ihn wettzumachen.
Plötzlich ragte vor mir die Mauer eines verwahrlosten, aufgelassenen Friedhofs auf! Die Gegend kam mir bekannt vor!
Mein Blick suchte das unheimliche Haus, in dem ich Cuca begegnet war. Es befand sich in einer Entfernung von etwa hundert Metern vor mir und ich konnte sicher sein, daß sich das Frankenstein-Monster dorthin begeben hatte, um seine Wunde zu lecken.
Ich wollte dieser einen einige weitere hinzufügen.
Bevor ich das Spukhaus jedoch betrat, lud ich meinen Colt nach. Dann war ich bereit, den Kampf mit dem Monster aufzunehmen.

***

Mr. Silver verschanzte sich im Keller, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß sich kein schwarzes Wesen im Haus befand.
Er hoffte, daß das Trio der Hölle nicht lange auf sich warten ließ. Es hätte ihm aber auch schon gereicht, sich vorläufig einen Gegner vorknöpfen zu können.
Das Höllenschwert steckte nach wie vor im Lederfutteral, und der Ex-Dämon brannte vor allem darauf, es gegen Atax einsetzen zu können.
Urplötzlich zuckte der Hüne zusammen.
Jemand war eingetroffen!
Mr. Silver zog das Schwert, das einst für Loxagon auf dem Amboß des Grauens geschmiedet worden war. Damit konnte er Atax' Aufstieg heute schon zunichte machen.
Er lauschte, vernahm Schritte und setzte seinen Fuß vorsichtig auf die erste Stufe der Kellertreppe. Wer war gekommen? Atax? Cuca? Das Frankenstein-Monster? In wenigen Augenblicken würde er es wissen.
Er vernahm Stimmen. Undeutlich drangen sie an sein Ohr, doch mit jeder Stufe, die er zurücklegte, wurden sie deutlicher, und dann gab es für ihn keinen Zweifel mehr, daß er Cuca reden hörte.
Cuca… Alte Erinnerungen wurden in ihm wach. Er dachte an die Zeit, als er noch sehr jung gewesen war. An die Zeit vor Roxane.
Er hatte geglaubt, Cuca würde mit ihm in irgendeine Dimension gehen, wo das Böse nicht so großen Einfluß hatte. Er hatte gehofft, daß sie für immer an seiner Seite bleiben würde, als abtrünnige Hexe.

Aber ihre Angst vor Asmodis zwang sie, ihn zu verlassen. Sie hatte lieber ihn verraten als die Hölle, denn das erschien ihr ungefährlicher.

Mr. Silver stieg die restlichen Stufen hoch. Cuca war nicht allein, und er wollte sehen, mit wem sie sprach.

Als er es dann sah, fiel selbst er, den so leicht nichts erschüttern konnte, aus allen Wolken. Cuca hatte Roxane in dieses Spukhaus geholt!

»Wir werden dir helfen, Arma«, versprach Cuca. »Vielleicht kann Atax den Höllennektar für dich beschaffen, damit du dich weiter verwandeln kannst. Dein derzeitiger Zustand muß für dich eine Qual sein.«

»Das ist es. Roxane hemmt mich ständig. Ich kann keine Entscheidung treffen, die von Roxane nicht sabotiert wird.«

»So ist es auch umgekehrt«, sagte Cuca.

Arma lachte. »Ja. Du ahnst nicht, wie sehr sich Roxane darüber ärgert. Sie unternimmt ständig neue Anstrengungen, mich aus ihrem Körper zu verdrängen, doch das will ihr nicht gelingen.«

»Sie wird noch schwächer werden«, kündigte Cuca an. »Und eines Tages wirst du sie besiegen.«

»Dann werde ich mich noch einmal auf den Weg zum Tal der fremden Gesichter machen.«

»Der Weg führt über Protoc. Die Affenwelt ist keine Höllenkolonie mehr.«

»Vielleicht findet sich jemand, der mich begleitet. Wie wäre es mit dir?«

»Wir werden sehen, was Atax dazu sagt«, erwiderte Cuca.

Mr. Silver konnte seine Wut und seinen Haß kaum noch unterdrücken. Cuca und Arma waren sich verdammt einig. Er sollte Roxane noch einmal verlieren. Dabei hatte er sie noch nicht einmal richtig zurückgewonnen.

Durch diese Rechnung wollte der Ex-Dämon der Mutter seines Sohnes einen dicken Strick machen. Was Cuca hier inszenierte, sollte Roxanes Untergang werden, und es war ganz klar, daß sie damit nicht Roxane, sondern ihn treffen wollte.

Na warte, Hexe! dachte Mr. Silver grimmig. Nun ist dir das Höllenschwert gewiß!

Er wollte Cuca und Arma mit der Waffe in der Hand entgegentreten, doch plötzlich schwang die Tür auf, und das Frankenstein-Monster humpelte herein.

***

Ich lief durch den kleinen Vorgarten. Die Tür des Spukhauses stand offen. Ich federte die hellen Stufen hinauf und trat ein.

Auf dem schäbigen, alten, fadenscheinigen Teppich stand das

Frankenstein-Ungeheuer. Schwarzes Blut glänzte auf dem Boden. Blut, das Yapeth Thaw verlor. Dämonenblut!

Ich dachte an Mr. Silver. Er war nach Hause gefahren, um sich das Höllenschwert zu holen. Mittlerweile mußte er in diesem Spukhaus bereits auf der Lauer liegen.

Thaw starrte mich haßerfüllt an. Ich näherte mich ihm vorsichtig.

Und plötzlich ging es mit den Überraschungen Schlag auf Schlag!

Ein transparentes, schillerndes Wesen löste sich aus Yapeth Thaw. Atax hatte sich im Körper des Schauspielers befunden! Das war ein Schock für mich. Das Blut, das Thaw weiterhin verlor, blieb schwarz, und er blieb auch dieses mordlüsterne, grauenerregende Monster.

Atax überließ es seinem Schicksal. Bisher hatte er Thaw gelenkt. Nun sollte das Frankenstein-Ungeheuer tun, was es wollte.

Die nächste Überraschung war Cuca, die aus der Dunkelheit hervortrat.

Aber völlig aus dem Konzept brachte mich Roxane. Was hatte sie denn in diesem Spukhaus, in dieser liederlichen Gesellschaft zu suchen?

Ich fürchtete, es zu ahnen, und mir war klar, daß ich jetzt eine ganze Menge tun mußte. Verflucht noch mal, wo war denn Mr. Silver? Ich hätte seine Hilfe dringend nötig gehabt.

Er tauchte im Hintergrund der Halle auf, das Höllenschwert in der Hand. Als Atax die gefährliche Waffe erblickte, reagierte er.

Flammen schossen aus dem Boden und hüllten Roxane, Cuca und ihn ein. Auf das Frankenstein-Monster dehnte sich der Schutz nicht aus. Dieser Unhold sollte Mr. Silver und mich aufhalten, und Thaw warf sich mir auch schon entgegen.

Mr. Silver stürmte heran. Ich wich den Pranken des Unholds aus und rannte auf die Feuersäule zu, in deren Zentrum sich Atax, Cuca und Roxane befanden. Yapeth Thaw war mir im Augenblick nicht so wichtig wie Roxane.

Ich wollte nicht zulassen, daß sie noch einmal entführt wurde. Atax sollte die wehrlose Hexe aus dem Jenseits nicht in seine verdammten Klauen bekommen. Ich konnte mir nur zu gut vorstellen, was er mit ihr vorhatte.

Arma wäre ihm zu Dank verpflichtet gewesen. Sie hätte ihre Kraft in seine Dienste gestellt, und Roxane wäre für immer verloren gewesen.

Das Frankenstein-Monster drehte sich und griff Mr. Silver an. Der Ex-Dämon setzte das Höllenschwert ein. Als die Klinge den Schädel des Ungeheuers mit der Breitseite traf, brüllte es auf, und zischend verbrannte seine Haut. Fleisch löste sich vom Knochen, und die linke Gesichtshälfte wurde zu einem grinsenden Totenschädel.

Thaw torkelte und klammerte sich an den Hünen mit den Silberhaaren, doch dieser stieß ihn von sich. Er setzte soviel Kraft

gegen das Frankenstein-Monster ein, daß dieses das Gleichgewicht verlor und stürzte.

Jetzt lag Yapeth Thaw auf dem Rücken, und Mr. Silver ließ es nicht zu, daß der Unhold wieder auf die Beine kam. Mit einem gewaltigen Schwertstreich vernichtete er das Ungeheuer, das Atax zurücklassen wollte.

Und ich hechtete durch die Flammen, um mir Roxane zu holen. Ich sah sie auch, ergriff sie und wollte gleich wieder aus der Feuersäule springen, doch ich bekam es mit Arma zu tun.

Sie wehrte sich, kreischte wütend, riß sich von mir los und schlug wie von Sinnen auf mich ein. Ich schlug zurück, um sie zu schwächen. Es mußte mir gelingen, Roxane zu retten!

Aber da griffen Atax und Cuca ein, und ich erkannte, daß sich unter uns der Boden auftat. Ein heftiger Sog erfaßte mich, zerrte wild an meinem Körper. Ich sah, wie Roxane hinabsauste in eine schwarze Unendlichkeit, und Cuca folgte ihr. Auch Atax wollte sich absetzen, ehe ihm Mr. Silver mit dem Höllenschwert gefährlich werden konnte, doch mich wollte die Seele des Teufels mitnehmen.

Seine Hände schnappten nach mir. Ich warf mich zurück und schoß auf den geschlechtslosen Dämon. Er heulte auf, verwandelte sich in einen wirbelnden Kreisel und schraubte sich in die Tiefe, während die Feuersäule verpuffte und ich in Mr. Silvers Armen landete.

Der Boden schloß sich. Mr. Silver drängte mich zur Seite und versuchte ein völliges Schließen der Öffnung mit dem Höllenschwert zu verhindern, doch er kam zu spät.

Als er das Schwert mit der Spitze in den Holzboden rammte, gab es die Öffnung nicht mehr. Atax hatte es geschafft, sich mit Cuca abzusetzen, und Roxane befand sich bei ihnen.

»Sie werden fortsetzen, was Metal begonnen hat!« knirschte Mr. Silver. Er blickte mich ernst an. »Tony, ich fürchte, heute habe ich Roxane endgültig verloren.«

Ich schüttelte trotzig den Kopf. »Das glaube ich nicht. Wir werden sie wiederfinden - und retten.«

Im Moment gab es nur einen einzigen Lichtblick: Das Frankenstein-Monster war vernichtet. Niemand würde mehr durch Yapeth Thaw sein Leben verlieren. Den Horrorfilm »Das Monster lebt!« würde wahrscheinlich keiner mehr drehen. Dieses Projekt war gestorben.

Während ich mit Mr. Silver das unheimliche Haus verließ, fiel mir wieder Lance Selby ein. Ob die Leiche unseres toten Freundes jemals wieder auftauchen würde?

Hatten Atax und Cuca hierbei auch ihre verfluchten Finger im Spiel gehabt?

»Wenn wir nach Hause kommen, knöpfe ich mir Boram vor!« sagte Mr. Silver aggressiv.

»Ich bin sicher, er kann nichts für Roxanes Verschwinden«, verteidigte ich den Nessel-Vampir.

»Das muß er mir beweisen. Kann er es nicht, kriegt er das Höllenschwert zu spüren.«

»Der Zorn macht dich blind, Silver. Boram steht auf unserer Seite.«

Der Ex-Dämon schaute mich zweifelnd an. »Bist du sicher? Bist du hundertprozentig sicher, Tony?«

Ich erschrak, als mir bewußt wurde, daß ich diese Frage mit keinem klaren Ja beantworten konnte…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 62 »Ytanga, die Seelenechse«

[2]Siehe Tony Ballard Nr. 56 »Metropole der Angst«, Tony Ballard Nr. 57 »Der Teufel führt Regie«

[3]Siehe Tony Ballard Nr. 34 »Totentanz der Ghouls«, Tony Ballard Nr. 35 »Ein Horror-Fest um Mitternacht«